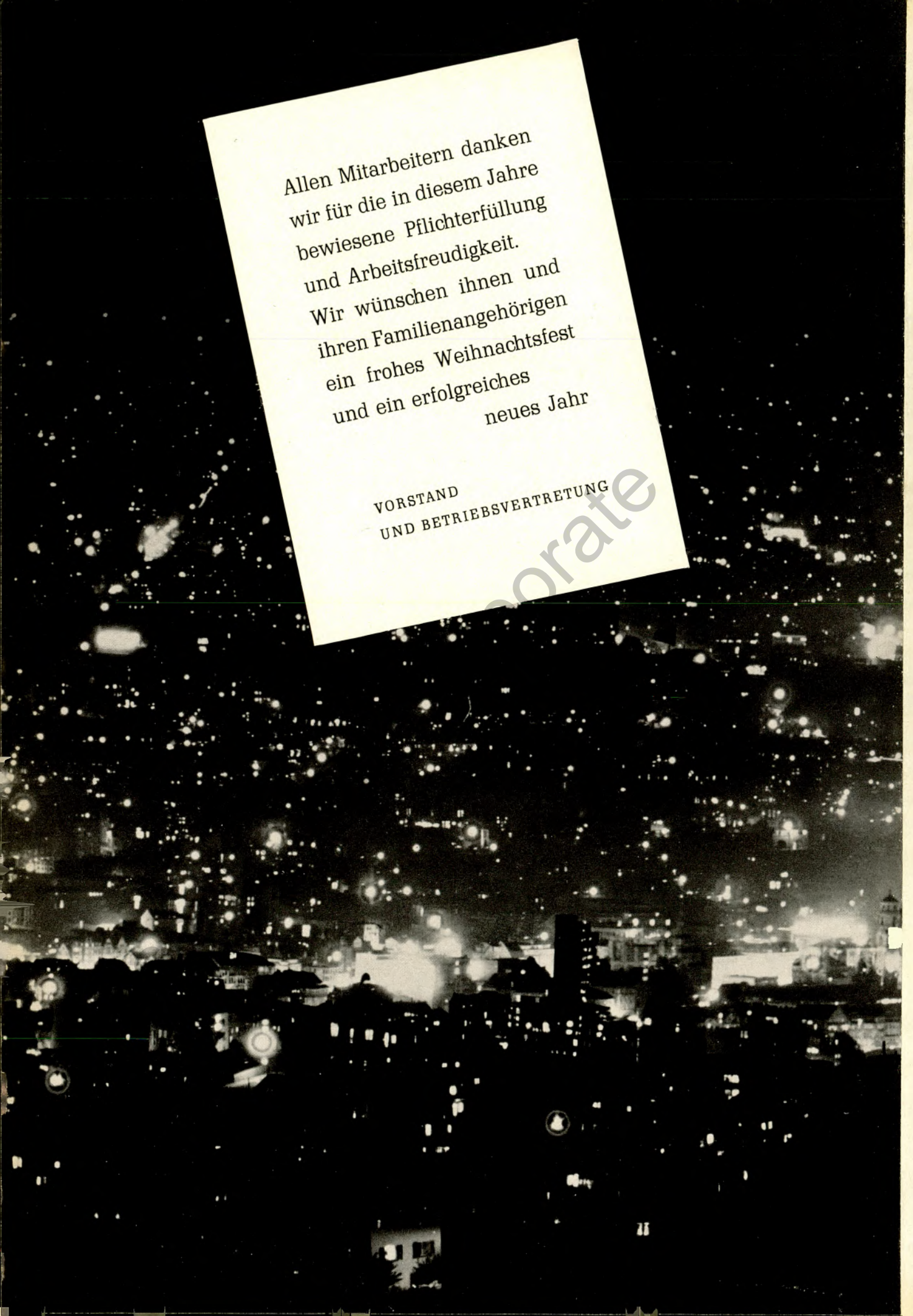




Westfalenhütte





Allen Mitarbeitern danken
wir für die in diesem Jahre
bewiesene Pflichterfüllung
und Arbeitsfreudigkeit.
Wir wünschen ihnen und
ihren Familienangehörigen
ein frohes Weihnachtsfest
und ein erfolgreiches
neues Jahr

VORSTAND
UND BETRIEBSVERTRETUNG

WUNDER DER WEIHNACHT

„... und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Seit 2000 Jahren wandert die Weihnachtsbotschaft durch die Welt. Überspringt die Grenzen der Völker und die Barrieren politischer Dogmen, fliegt mit Sturmesschwingen über Meere und Wüsten, klopft an Hütten und Paläste, nistet im einsamen Berghof und in den Großzentralen der politischen und industriellen Manager. Eine Botschaft der Verheißung, der sich niemand entzieht. Weil niemand sich ihr entziehen kann! Ein gutes Wort, dem Ideologen und Philosophen in zweitausend Jahren kein Gleichwertiges, geschweige denn Besseres an die Seite zu stellen wußten!

Elf Monate im Jahr scheint das Wort von der friedfertigen, wohlgefälligen Welt, von der Schönheit des Lebens und dem Guten in uns und allen Menschen vergessen. An die fünfzig Wochen im Jahr ist für viele von uns das Leben nichts weiteres als ein erbarmungslos hart geführter Kampf um eben dieses Leben. Um ein paar Mark mehr in der Lohntüte und um ein paar Stunden weniger des Schuftens und Sich-abrackerns. Um unsere „Existenz“ und alles, was wir für sie als notwendig erachten. Bis dann in den letzten Wochen des abklingenden Jahres, wenn die Tage trüb und die Nächte lang wie nie sind, der verschüttete Funke der Hoffnung in uns allen wieder aufzuglimmen beginnt, daß diese Welt dennoch gut ist, daß das Leben dennoch schön ist! Trotz Kümmernissen und Hader, trotz Unrast und Zwang!

Gibt es noch Wunder in dieser aufgeklärten, vom kritischen Verstand regierten Zeit? Die Physiker spalten Atome, und die Ingenieure bauen künstliche Monde, die Philosophen durchleuchten den letzten Winkel unserer Seelenkammer. Doch keiner von ihnen bringt die letzte Bastion des Ich-Seins in uns zu Fall, von der wider alle kritische Vernunft der Funke zündet von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Kontinent zu Kontinent! „Die Welt ist gut ... und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Alle Jahre wieder!

Das Wunder liegt in uns. Das Wunder und seine unerschöpfliche Kraft, die Welt zum Besseren und schließlich zum Guten zu wandeln. Die Welt — das sind wir alle! Im Großen wie im Kleinen. Im Zusammenleben von dir und deiner Frau, mit deinen Kindern und Freunden, mit deinen Kollegen am Arbeitsplatz beginnt deine Welt. Wer „seine“ Welt sich und den anderen zum Wohlgefallen zu gestalten bereit ist, legt die Saat aus, daß auch dem anderen Teil der Weihnachtsbotschaft Erfüllung werde, die da lautet:

„FRIEDE AUF ERDEN ...!“

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

August Wollers, Drahtwalzwerk, und Meister Heinrich Markhöfer, Walzwerk VIII, entwickelten neue Führungsbacken im Drahtwalzwerk, da die bisher verwendeten verhältnismäßig teuer waren und nur eine unbefriedigende Lebensdauer hatten. Die neuen Führungsbacken haben sich wesentlich besser bewährt und kosten nur Bruchteile der früher gekauften Führungsbacken.

Erich Bals, Karl Schunder, Walter Ruhmhofer, Herbert Siegmund, alle Mitarbeiter der Schwellengießerei, und E. Schieferstein, Elektrotechnische Abteilung, brachten Schutzhaken an den Torstahlmaschinen an, durch die das Herausspringen der gedrillten Stäbe und die damit verbundenen schweren Unfälle fast gänzlich unmöglich gemacht werden.

Willi Betzler, Maschinenabteilung Walzwerk I/III, schuf eine Änderung der Zahnstangen-Steuerung, durch die ein wesentlich sichereres Arbeiten mit dem Stripperkran ermöglicht wird. Ebenso werden erhebliche Reparaturkosten eingespart.

Johann Jendhoff, Breitbandwalzwerk: Durch die von ihm entwickelte Hebevorrichtung für Verschlussdeckel wird das Wechseln der Vertikal-Walze wesentlich erleichtert. Ebenso wird hierdurch die Gefährdung der unter Flur arbeitenden Leute erheblich vermindert.

Walter Fehser und Horst Schulte-Braucks, Stahlbau, konstruierten ein fahrbares Montagegerüst aus Rohrkonstruktion, das dem Stahlbaubetrieb an manchen Stellen ganz wesentlich die Arbeit erleichtert. Eine Unfallmöglichkeit ist hierbei kaum noch vorhanden. Die Abteilung Stahlbau will noch mehrere dieser Gerüste herstellen lassen.

Johann Wenzel, Walzwerk VIII: Durch die von ihm vorgeschlagene Anbringung des Schutzpfahles an der Fertigstraße, an der schon sehr viele und leider auch schwere Unfälle passiert sind, wird die Unfallmöglichkeit wesentlich herabgesetzt. Ein Verbrennen durch die sehr schnell aus der Walze heraustretenden glühenden Stäbe und ein Verfangen der Walzschlinge, das eine Unfallursache war, sind kaum noch möglich.

Karl Grimmer, Maschinenabteilung Feinwalzwerke, entwickelte eine Ab-

Jubilare Dezember 1955

40

OTTO BRESS
Walzwerk IV

25

HEINRICH BERNING
Spezialblechwalzwerk

ERNST LANGWALD
Maschinenabteilung

JOHANN BASKA
Walzendreherei

HEINRICH REINDEL
Spezialblechwalzwerk

JOHANN WELTER
Elektrische Abteilung

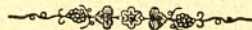
ERICH WIESE
Eisenbahnabteilung

WILHELM STEINHOFF
Elektrische Abteilung

ADOLF NUSSEN
Lok-Werkstatt

JOHANN ROSE
Breitbandwalzwerk

JOHANN BONGARDT
Zementfabrik



Verdienstvolle Mitarbeiter

werfervorrichtung für den Verlade-Rollgang des Walzwerkes VIII. Sie wurde schon im vorigen Jahre eingebaut und hat störungsfrei gearbeitet. Es wurden daraufhin sämtliche 15 Vorrichtungen an dem Verlade-Rollgang entsprechend umgeändert. Die Einstellzeiten sind jetzt wesentlich geringer geworden und ermöglichen eine schnellere Walzen.

Otto Anders, Maschinenabteilung Außenbetriebe: Auf seine Veranlassung wurde eine Änderung der Schiebsteuerung am Gewichtsakku Breitbandwalzwerk vorgenommen. Hierdurch werden die früher aufgetretenen längeren Störungen vermieden.

Johann Jendhoff und Helmut Weber, Breitbandwalzwerk: Die von ihnen vorgeschlagene Sicherung der Spannmuttern, deren selbsttätiges Lösen bisher unangenehme Betriebsstörungen verursachte, hat sich so gut bewährt, daß sie an allen Gerüsten im Breitbandwalzwerk eingeführt wird.

Walter Horstmann, Praktikant: Die von ihm vorgeschlagenen Änderungen an der Wickelmaschine 4 der Elektrotechnischen Abteilung haben sich ausgezeichnet bewährt. Die sehr empfindlichen Drähte werden jetzt weitgehendst geschont, so daß Kurzschlüsse und die damit verbundenen teuren Reparaturen und Betriebsstörungen wesentlich geringer werden.

Günter Seiffert, Lehrling in der Lehrwerkstatt, baute eine Vorrichtung zum Biegen von Haltebügeln für Bremsbacken. Die Vorrichtung selbst und auch die von ihm angefertigten Konstruktionszeichnungen werden als „ganz hervorragend“ begutachtet.

Otto Döbbemann, Gleisbau-Eisenbahnwesen: Der auf seinen Vorschlag hin angelegte Schienenkontakt an der Waage III und Weiche 11, Erzbrücke, hat sich trotz der in Hüttenwerken üblichen schnellen Verschmutzung sehr gut bewährt. Störungen an dem neuen Kontakt sind bisher nicht aufgetreten, wogegen die früheren Kontakte sehr störanfällig waren.

Fritz Ackermann, Breitbandwalzwerk: Durch die auf seinen Vorschlag hin erfolgte Anbringung der Leiste an der Kreismesser-Saumschere wird die Schrottabfuhr sehr erleichtert und ein schnelleres Arbeiten der Schere ermöglicht.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Konjunktur an der Schallmauer?

Die Konjunkturdebatte in der Bundesrepublik lief in den letzten Wochen Gefahr, hoffnungslos zu verflachen und nurmehr allzu billiges Wechselgeld für das Aushandeln von Lohn- und Preisforderungen zu liefern. Schon deshalb war es verdienstlich, wenn die deutsche Volkswirtschaftliche Gesellschaft namhafte Konjunkturfachleute und Wirtschaftspraktiker in Essen zur Diskussion gebeten hatte. Bei aller Verschiedenheit der Standorte der Gesprächsteilnehmer ergab sich eine überraschend gleichartige Beurteilung der westdeutschen Situation:

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die in den letzten zwölf Monaten in der Bundesrepublik erreichte Beschleunigungsrate der wirtschaftlichen Expansion zurückgehen wird. Auf dem Arbeitsmarkt, in der Kohleversorgung und in der Bauwirtschaft sind die Grenzen erreicht. Vollbeschäftigung ist teilweise in Überbeschäftigung umgeschlagen, die sich darin äußert, daß vorhandene Produktionskapazität infolge Mangels an Arbeitskräften nicht mehr ausgenutzt werden kann.

Die westdeutsche Vollbeschäftigung ist in eine vom technischen Fortschritt der amerikanischen Wirtschaft bestimmten Weltkonjunktur eingebettet. Die westdeutsche und die internationale Konjunktur werde jedoch von völlig unterschiedlichen Kräften angetrieben. Darin liege für die westdeutsche Volkswirtschaft die Gefahr einer vernichtenden Strukturkrise, wenn es ihr nicht gelingt, die Schallmauer, die sich ihren bisherigen konjunkturellen Antriebskräften entgegenzustemmen beginne, zu überwinden.

Der Sturz in die Krise lasse sich vermeiden,

wenn aus der gegenwärtigen Überbeschäftigung mit unzulänglicher Ausrüstung der Absprung in den Bereich schnell steigender Produktivitätszunahmen gelinge. Der amerikanische Arbeiter sei dank der hinter ihm stehenden technischen Ausrüstung dreimal so produktiv wie der deutsche. Was nützen, so fragte der kaufmännische Leiter des größten westdeutschen Hütten- und Röhrenkonzerns, alle Investitionen der Stahlindustrie, wenn die öffentliche Hand aus Gründen überhitzter Konjunktur veranlaßt werde, die längst überfälligen Verkehrsbauten an den Zufahrtstraßen zu den Hüttenwerken zurückzustellen? Hätte eine vorausschauende Konjunkturpolitik zulassen dürfen, daß Arbeitsplätze in Massen statt Massen-Produktivität mit den bisherigen Investitionen entstanden? Was soll aus einer so beschaffenen Investitionskonjunktur werden, die 28 Md. DM aus dem Sozialprodukt beanspruche, wenn 7 Md. DM davon jährlich für neue Arbeitsplätze ausgegeben werden, für solche 7 Md. DM aber künftig nicht mehr die entsprechende Zahl damit zu beschäftigender Arbeiter gefunden werde? An die Stelle jeder weiteren Kapazitätsausweitung müsse deshalb die Rationalisierung treten. Die ungelöste Frage blieb allerdings das Wie.

40-Stunden-Woche in Etappen?

In einem Exklusiv-Interview („Politik und Wirtschaft, Hintergrund und Information“) erklärte Bundeswirtschaftsminister Professor Erhard:

Ich glaube, daß das Wachstum und die steigende Produktivität der deutschen Wirtschaft es auf die Dauer ermöglichen werden, die Arbeitszeit zu verringern. In diesem Sinne glaube ich auch, daß die 40-Stunden-Woche in der Linie der zukünftigen Entwicklung liegt!

Grundvoraussetzung für eine solche Tendenz zur 40-Stunden-Woche ist, daß eine weitere entsprechende Steigerung des Sozialprodukts erreicht wird. Eine solche Steigerung ist notwendig, damit die an uns herantretenden zusätzlichen Aufgaben aus erhöhter Produktion bewältigt werden können und so keine Senkung des Lebensstandards eintritt. Das scheint mir um so wichtiger zu sein, als die materiellen Ansprüche ja besonders bei herabgesetzter Arbeitszeit weiterwachsen. Selbstverständlich darf die Einführung der 40-Stunden-Woche bei gleichzeitigem Lohnausgleich auch nicht dazu führen, daß die Preise steigen.

Hüttenmänner

*Hüttenmänner sind Kollegen,
einer trägt des andern Last;
gehn vereint auf allen Wegen,
halten stets gemeinsam Rast.
Wenn der eine strauchelt, fällt,
ihn die Hand des andern hält.*

*Hüttenmänner kennen Treue,
wissen um den Stolz der Pflicht;
werken Tag um Tag aufs neue,
zaudern, wanken gibt es nicht.
Hüttenmänner halten gut,
was in ihren Fäusten ruht.*

Franz Kurowski

Aus Stahl, dem vielseitigen Werkstoff . . .

. . . bestehen fast alle Rheinbrücken, die in der Deutschen Bundesrepublik wiederaufgebaut worden sind, nachdem im letzten Krieg sämtliche auf deutschem Gebiet liegende Brücken zerstört waren. Von den 38 wiederaufgebauten deutschen Rheinbrücken bestehen 37 aus Stahlkonstruktion, während nur eine Brücke in vorge-spanntem Beton ausgeführt wurde.

. . . werden neuerdings in Amerika Flugzeugteile hergestellt mit einem besonders günstigen Verhältnis von Festigkeit zu Gewicht. Es wurden dafür dort neue Stahlsorten entwickelt, bei welchen durch Wärmebehandlung Festigkeiten bis zu 210 kg/mm² erzielt werden.

. . . wird die große Menge von 35 t als stählerne Armierung in den Stahlbeton zur Verstärkung des Molenkopfes an der Einfahrt zum Mannheimer Rheinauhafen eingebracht. Der Molenkopf war während des Krieges durch Bomben schwer beschädigt. Außer dieser Verfestigung durch Stahlarmierung im Innern wird der Molenkopf auch noch außen durch eine stählerne Wand geschützt, die durch eingerammte Spundwandprofile gebildet wird.

. . . ist ein riesiger Reflektor, der in England zur Erforschung der optisch nicht zugänglichen Stellen im Welt-raum mittels elektrischer Wellen dienen soll. Die gigantische paraboloidförmige Antenne von 76 m Durchmesser läßt sich, auf einem Stahlgerüst ruhend, nach jedem Punkt des Himmels gewölbes richten. Die gesamte Stahlkonstruktion, die sich in der Höhe bis zu 91 m erstreckt, wiegt 1270 t. Der Werkstoff Stahl mit seinem hohen Elastizitätsmodul zeigt bei dieser Anwendung seinen großen Vorteil, nämlich den, unter den auftretenden wechselnden Spannungen möglichst wenig seine Gestalt zu verändern.

. . . werden sieben Straßenbrücken im Auftrage der kolumbianischen Regierung durch eine deutsche Stahlbau-firma gebaut. Um eine Verbindung der wichtigsten Ortschaften Kolumbiens

durch moderne Verkehrswege herzustellen, ist die Überbrückung zahlreicher, zum Teil auch großer Flüsse erforderlich. Dementsprechend befinden sich unter diesem Auftrag für die deutschen Brückenbauer auch zwei Hängebrücken.

... wurde ein Hochdruckkessel von 2 m Durchmesser und 13 m Länge mit der ungewöhnlich großen Wandstärke von 120 mm hergestellt. Der Mantel wurde aus Halbschalen zusammengesetzt, die ihrerseits aus entsprechend starken Stahlplatten geformt waren. Die Verbindung erfolgte durch automatisches Schweißen. Die Zylinderenden wurden auf einer schweren Schmiedepresse zugekumpelt. Die Prüfung der Schweißnähte erfolgte — in Europa erstmalig — mit einem Betatron.

Im Mittelpunkt steht der Mensch

Man glaubt oft, Rationalisierung bedeute Fließbandsystem, Ersatz der menschlichen Arbeit durch die Maschine oder Ausnutzung jeder freien Minute. Diese Vorstellung geht an der Wirklichkeit vorbei. Gewiß soll man die Maschine so zweckmäßig wie möglich einsetzen und dort anwenden, wo sie billiger und zum Teil besser arbeitet als der Mensch. Aber auch die menschliche Arbeitskraft muß produktiv eingesetzt werden. Jedem sollte möglichst viel schöpferische Freiheit in seiner Arbeit bleiben.

Amerikanische Untersuchungen haben ergeben, daß die Erhaltung der schöpferischen Arbeitskraft in unserem technisierten Zeitalter zum Problem geworden ist. Das gilt für den leitenden Posten genau wie für den Angestellten und Arbeiter jeder Stufe. Der Mensch fühlt sich im technisierten Zeitalter oft nur noch als Nummer, ohne daß ihm das Schöpferische seiner Leistung zum Bewußtsein kommt. Er sieht die Arbeit nur noch als tägliche Last, und die Leistung sinkt entsprechend. Die schönen Berechnungen der Betriebe über Rationalisierung schei-

Aus diesen Forderungen, die wohl von allen Beteiligten anerkannt werden können, und aus den wirtschaftlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten ergibt sich, daß die Einführung der 40-Stunden-Woche nur als ein langfristiges, entsprechend der Entwicklung des Sozialprodukts, der Produktivität und des Lebensstandards schrittweise vorsichtig anzusteuerns Ziel angesehen werden kann. Es müssen aber zunächst mit aller Sorgfalt die Auswirkungen geprüft werden, die sich aus einer solchen Entwicklung in verschiedenen Wirtschaftsbereichen ergeben können. Insbesondere bedarf es einer gewissenhaften Prüfung, wie die Folgen aussehen werden, die beim Bergbau eintreten; schon jetzt leidet die wirtschaftliche Entwicklung und die Versorgung der Bevölkerung darunter, daß die Nachfrage nach Kohle bei der anhaltenden Hochkonjunktur erheblich stärker angewachsen ist, als der Förderungsanstieg ausmacht. Der Arbeitskräftemangel macht sich hier deutlich bemerkbar; er wird, so scheint es mir, auch nicht behoben werden können, selbst wenn maßvolle Lohnanhebungen durchgeführt werden, und andere als maßvolle Lohnanhebungen sind ja schon wegen ihrer Rückwirkungen auf das gesamte Preisgefüge und auf die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Industrie im Ausland nicht tragbar.

Eine schrittweise Verwirklichung der 40-Stunden-Woche berührt im übrigen nicht nur das Arbeitsverhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern, sondern ist von einer weitreichenden soziologischen Bedeutung und Auswirkung auf das gesamte gesellschafts-wirtschaftliche Leben. Die volkswirtschaftliche Rechnung würde im Zuge einer solchen Aktion unter keinen Umständen aufgehen können, wenn die mit der Arbeitsverkürzung gewonnene Freizeit zu einem vermehrten Verbrauch materieller Güter genutzt werden wollte. Es scheint mir deshalb besonders wichtig zu sein, die Phasenfolge der schrittweisen Verwirklichung der 40-Stunden-Woche in der gesamten Ausstrahlung und Auswirkung sorgfältigst zu überprüfen. Auf eingehende Studien dieser Art kann eine verantwortungsbewußte Regierung deshalb unmöglich verzichten.

7,7 Millionen Betriebsunfälle

Auf dem Kongreß für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, der vom 27. bis zum 29. Oktober in München tagte, machte der Vorsitzende des Rationalisierungskuratoriums der deutschen Wirtschaft, Dr. Knott, erschreckende Angaben über die steigende Anzahl der Unfälle in den Betrieben. Wir zitieren aus der Gewerkschaftspost die von Dr. Knott angegebenen Zahlen:

Die Betriebsunfälle stiegen von 850 700 im Jahre 1948 auf 1 725 000 im Jahre 1954. Die Gesamtzahl der gemeldeten Betriebsunfälle seit 1949 betrug 7 667 000. 30 277 davon verliefen tödlich. 407 000 führten zu Dauerschäden, wurden also Rentenfälle. Die Zahl solcher Rentenfälle ist von rund 50 000 im Jahre 1949 auf rund 80 000 im Jahre 1954 gestiegen. Der durch Unfälle verursachte Ausfall von Arbeitskräften stieg von 56 700 im Jahre 1949 auf 115 000 im Jahre 1954. Wirtschaftlich bedeutet das so viel wie den Arbeitsausfall eines der größten deutschen Industriekonzerne für ein ganzes Jahr. Die Kosten, die den Krankenkassen und Berufsgenossenschaften durch die Betriebsunfälle entstanden, stiegen von 1,1 Milliarden DM im Jahre 1949 auf 2,3 Milliarden DM im Jahre 1954. In diesen sechs Jahren zusammen beliefen sie sich auf rund 10,5 Milliarden DM. Rechnet man den Produktionsausfall und die sonstigen Kosten, die durch die Unfälle entstanden, hinzu, so ergeben sich noch weit höhere Werte.

Da die Ursache vieler Unfälle in Ermüdung und in dadurch verursachter Geistesabwesenheit gesehen werden muß, verlangt die Gewerkschaftspost: 1. Schluß mit der körperlichen Übermüdung, die vor allem durch Überstunden hervorgerufen wird. 2. Richtige Pausengestaltung, Mehrleistung (Akkord) darf nicht durch einen Verzicht auf notwendige Erholungszeiten oder Pausen zustande kommen. Richtig eingelegte Pausen gestatten bei geringerer Ermüdung dieselbe Leistung. Sie sollten daher bei jeder Arbeit immer eingeplant und selbstverständlich auch bezahlt werden. 3. Richtige Verwendung der Freizeit.

Es ist zu begrüßen, daß die Gewerkschaften sich in den Kampf gegen den Unfallteufel einschalten. Vor allem bei der Aufklärung der Mitgliedschaft müßte der Hebel angesetzt werden, denn immerhin sind erfahrungsgemäß etwa 80 v. H. aller Betriebsunfälle nicht auf technische Mängel, sondern auf menschliches Versagen zurückzuführen.

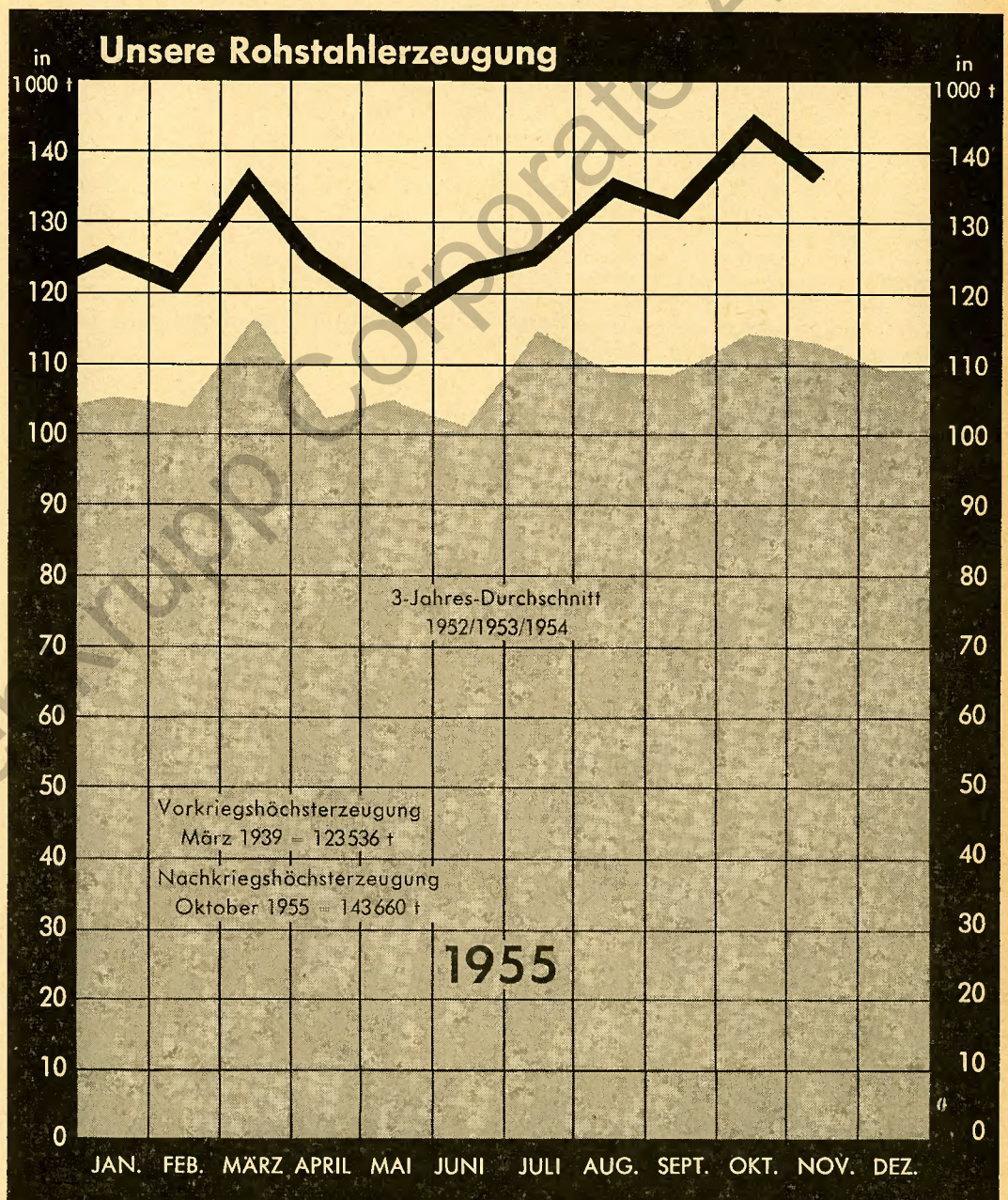


Aufblähung von Wasserköpfen?

So fragte Mitte November das „Hamburger Abendblatt“:

Braucht Hamburg wirklich so viele neue Arbeitsämter? Diese Frage ist jetzt besonders aktuell geworden, denn die Zahl der Arbeitslosen in der Hansestadt ist zur Zeit niedriger als im Jahr der Rüstungshochkonjunktur 1938. Der sinkenden Arbeitslosenzahl steht eine beträchtliche Anzahl von Arbeitsamtneubauten gegenüber (das Blatt erwähnt zehn solcher Neubauten in Hamburg). Vielleicht überlegt sich das Landesarbeitsamt doch, ob es nicht das eine oder andere Gebäude ganz freigeben oder wenigstens Teile von Gebäuden für andere Zwecke zur Verfügung stellen kann. Das Landesarbeitsamt könnte auf diese Weise wirksam der verbreiteten Meinung entgegenreten, daß Verwaltungen nur die Tendenz haben, ihren Wasserkopf noch weiter aufzublähen. „Viele neue Arbeitsämter“ gibt es nicht nur in Hamburg, und nicht nur in Hamburg und nicht nur mit Blickrichtung auf Arbeitsämter gibt es die „weitverbreitete Meinung . . .“, daß Verwaltungen nur die Tendenz haben, ihren Wasserkopf noch weiter aufzublähen“.

tern oft an einer Fehlkalkulation: Man hat im Rationalisierungsprogramm neben dem Organisationsablauf und dem Einsatz der Maschinen den Menschen vergessen. Bei allen Rationalisierungsvorhaben, für die es im vielfältigen Leben keine Schablonen gibt, sollte man deshalb das Schöpferische für den Menschen berücksichtigen. Er braucht ausreichende Pausen, soziale Fürsorge, einen guten Arbeitsplatz, das ausgeglichene Betriebsklima und vor allem die Anerkennung für seine Leistung sowie die Möglichkeit des beruflichen Aufstiegs. Die Produktivität der menschlichen Arbeit ist sicherlich schwer erfaßbar. Es wäre aber ein Fehler, wenn man in der Reihenfolge der durchzuführenden Maßnahmen den Menschen nicht vor die Maschine, die Organisation und die zweckmäßige Verwaltung stellen würde.

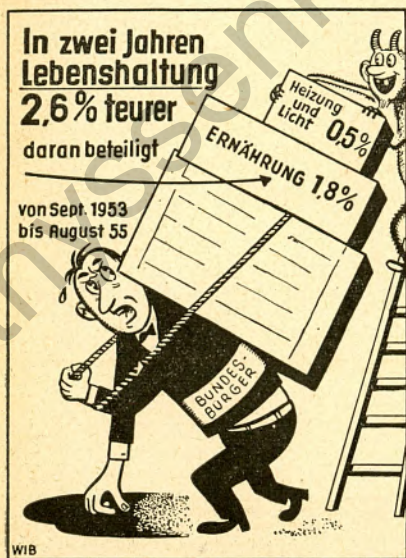




In der Bundesrepublik und Westberlin sind gegenwärtig 79 607 Ausländer als Arbeitnehmer beschäftigt. Das sind 6700 mehr als im vergangenen Jahr. 9500 Ausländer arbeiten in der Metallindustrie, 9200 auf dem Bau, 6500 als kaufmännische Angestellte, je 5800 in den Verkehrsberufen und als gewerbliche Hilfsarbeiter, 4600 auf dem Lande, 4500 in den Textil- und Bekleidungsbetrieben und 4400 im Bergbau. Fast die Hälfte der ausländischen Arbeitnehmer ist im Lande Nordrhein-Westfalen tätig. 28,5 Prozent ausländische Arbeitskräfte kommen aus den Niederlanden und 22,6 Prozent aus Österreich, 13,6 Prozent sind staatenlos, 9,3 Prozent stammen aus Italien.

Steigende Lebenshaltungskosten

Von September 1953 bis August 1955 erhöhte sich der Preisindex für die Lebenshaltung in der Bundesrepublik um 2,6%. An den Erhöhungen war die Ernährung mit 1,8% führend beteiligt, gefolgt von der Heizung und der Beleuchtung mit 0,5%.



TECHNIK und PRODUKTION

Statistisches Jahrbuch für die Eisen- und Stahlindustrie

Die Ausgabe 1954/55 des bekannten Statistischen Jahrbuches ist durch den Ausbau der Übersichten über den Außenhandel in Eisen und Stahl wie auch durch eine Überarbeitung der Erzeugungsstatistiken erweitert worden. Das auf Grund zuverlässiger Quellen zusammengestellte Jahrbuch hat sich nicht nur für die Eisen- und Stahlindustrie, sondern auch für andere Wirtschaftszweige als ein nützlicher und unentbehrlicher Ratgeber erwiesen. Herausgeber: Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Verlag Stahleisen mbH., Düsseldorf.

Mehr Rollermobile

In diesem Jahr ist die Rollermobilproduktion in großem Umfang angelaufen. In den ersten neun Monaten bauten die im Verband der Fahrrad- und Motorradindustrie zusammengeschlossenen Hersteller rund 23 000 Rollermobile, was einem Monatsdurchschnitt von mehr als 2500 Einheiten entspricht. 1954 waren im Monatsdurchschnitt noch 723 Rollermobile gebaut worden.

Neuartige elektrische Schreibmaschine

Die International Business Machines Corp. hat eine neuartige elektrische Schreibmaschine entwickelt, die Worte und sogar ganze Redewendungen und Sätze automatisch zu schreiben vermag. Der sogenannte „Word-writer“, wie das neue Modell benannt ist, besitzt ein sogenanntes „Gedächtnis“-System, das 42 Worte und Sätze enthält, die automatisch geschrieben werden, wenn die Stenotypistin bestimmte Schreibtasten anschlägt. Es handelt sich hierbei um Worte, Redewendungen und Sätze, die sich in der Handelskorrespondenz häufig wiederholen.

„Tiefgekühlter“ rostfreier Qualitätsstahl

Ein neues Verfahren zur Erzeugung von Qualitätsstählen, bei dem nicht intensive Hitze, sondern extreme Kälte verwendet wird, wurde von der „Allegheny Ludlum Steel Corporation“ entwickelt und zur Herstellung von rostfreien Stählen benutzt.

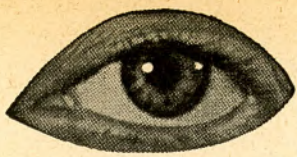
Obwohl die derzeitige Produktion ausschließlich an Firmen der Flugzeugindustrie geht, hofft das Unternehmen, in Kürze Superqualitäten ihres „AM 350“ — die Handelsbezeichnung des Kaltstahles — auch auf anderen Sektoren der industriellen Fertigung einsetzen zu können. Die Hersteller von Behältern für chemische Flüssigkeiten sowie von chirurgischen Bestecken und Schneidwaren überprüfen gegenwärtig die Verwendbarkeit von „AM 350“-Stählen in ihrer Produktion.

Der rostfreie „AM 350“-Stahl enthält neben Chrom noch Nickel und Molybdän. Er wird in Platten, Röhren und Blechen sowie in anderen herkömmlichen Formen in den Handel gebracht. Nach Angaben der Wissenschaftler des Herstellerwerkes kann er sowohl mittels Hitze als auch durch Verwendung extrem niedriger Temperaturen (— 73 Grad Celsius) zugerichtet werden. Allerdings können gewisse Stahltypen nur durch die Tiefkühlung gewonnen werden.

Die Unterkühlung des Stahls erfolgt dabei in einem Bad von Kohlendioxyd und Azeton, wobei die Dauer von der Größe des Stahlstückes abhängt.

Die Unterkühlung des Stahls erfolgt erst dann, wenn er bereits die endgültige Form des Endproduktes erhalten hat. Das bedeutet, daß die „Allegheny Ludlum Corporation“ dem Endverarbeiter die erforderlichen Behandlungsinformationen überläßt und dieser dann selbst den Kühlungsprozeß durchführen kann.

Die Vorteile des neuen Verfahrens gegenüber den konventionellen sind nach Angaben des Herstellers beträchtlich. Während die meisten rostfreien Normalstähle nur sehr schwer in die endgültige Form gebracht werden können, weil sie schon vor dem Bearbeitungsprozeß ihre Eigenschaften, große Widerstandsfähigkeit und Härte, besitzen, kommt der „AM 350“-Stahl dagegen in leicht zu bearbeitendem Zustand aus den Walzen. Der Verarbeiter kann ihn dann sehr leicht und ohne Schwierigkeiten in die gewünschten Formen bringen und anschließend den Härtungsprozeß mittels Unterkühlung durchführen.



BLICK IN DIE PRESSE

Verbände belagern den Staat

Bedenklich ist bei uns die Tätigkeit der „Lobbyisten“ durch die Tendenz, die sie verbreiten, nämlich: die Volksvertretung mehr und mehr als eine Summe von Interessenvertretern aufzufassen. Für sie sind die Minister schließlich nur noch Vertreter von Fachgruppen und Verbänden (der Verkehrsminister erscheint ihnen als Vertreter der Verkehrswirtschaft, der Landwirtschaftsminister als Vertreter der Bauern) und nicht mehr das, was sie eigentlich sein sollten: Sachwalter, die die Gruppeninteressen in bezug auf das Ganze koordinieren. Diese Entwicklung trägt mit dazu bei, den Staat zu kommerzialisieren und jenen Eindruck hervorzurufen, den vor allem Menschen, die aus dem östlichen Teil unserer Welt kommen, manchmal in die erschrockene Feststellung zusammenfassen: „Ihr seid gräßlich materialistisch geworden...“ (Die Zeit)

... Es ist sogar so weit gekommen, daß Bundestagsabgeordnete sich bei Verbandsvertretern informieren, was das Ministerium plant... Viele Verbände haben erreicht, daß sogar die Leiter solcher Ressorts aus entsprechenden Verbänden stammen, ja, bei einigen verbandsparellen Ministerien sogar die Minister. Diese Entwicklung ist durchaus unerwünscht. Verwaltungskorruption ist dann unvermeidlich. (Wirtschafts-Zeitung)

Was die Presse „drüben“ sagt

Ungarn: „Die Csepel-Autowerke beschäftigen 8000 Arbeiter, jedoch nur 58 Ingenieure. Die Zahl der Techniker ist in Anbetracht des fortschreitenden Industrialisierungsprozesses außerordentlich niedrig.“ (Szabad Nep, Budapest, 2. August 1955)

Polen: „In vielen großen Werken gibt es Tausende von Arbeitern, die noch nicht einmal eine abgeschlossene Grundschulausbildung besitzen und die nichts gelernt haben... Viele von ihnen haben noch nicht einmal die ersten vier Grundschulklassen absolviert, und manche können weder lesen noch schreiben.“ (Glos Pracy, Warschau, 25. Mai 1955)

Bulgarien: „In dem volkseigenen Betrieb Maschtraj erreicht der beim Gießen der Einzelteile entstehende Ausschuß häufig 30 Prozent... 90 Prozent der Arbeiter sind Jugendliche, deren Arbeitserfahrung völlig unzureichend ist.“ (Trud, Sofia, 7. Mai 1955)

„Einer der Gründe für den unzulänglichen Einsatz der Technik und die unzureichende Steigerung der Produktivität ist in der mangelnden Tüchtigkeit der Arbeiter, Ingenieure und Techniker zu erblicken.“ (Rabotničesko Delo, Sofia, 30. Juni 1955)

Tschechoslowakei: „Den Vorarbeitern mangelt es noch immer an Tüchtigkeit; nur weniger als ein Fünftel von ihnen ist über das Volksschulstadium hinausgekommen. Die überwiegende Mehrheit ist für ihre Arbeitsplätze ungeeignet.“ (Prace, Prag, 2. Juli 1955)

Rumänien: „Viele Arbeiter sind lediglich dazu in der Lage, zwei oder drei Arbeitsgänge auszuführen. Auf Grund der geringen technischen Kenntnisse eines großen Teils von ihnen läßt die Qualität verschiedener Waren stark zu wünschen übrig.“ (Scanteia, Bukarest, 28. Mai 1955)

Sowjetzone: „Die Worte ‚Zeiß-Ikon-Werke‘ rufen einem sofort Kameras und kinematographische Ausrüstungsgegenstände von Wellruf ins Gedächtnis. Es steht jedoch fest, daß im Hinblick auf die Präzision der Apparate noch manches zu tun bleibt, um eine Perfektion zu erreichen... Ich stellte fest, daß von 50 Vorarbeitern nur fünf ihre Vorarbeiterprüfungen abgelegt hatten... Der Besuch von Lehrgängen über Qualitätskontrolle ist sehr schwach.“ (Sächsische Zeitung, Meißen, 5. Mai 1955)

Investitionshilfe

Ein Schlußbericht des Kuratoriums für das Industriekreditbank-Sondervermögen bezeichnet die Investitionshilfe als erfolgreiche Maßnahme, durch die der westdeutschen Wirtschaft spürbare Hemmungen durch Engpässe usw. erspart geblieben seien. Die Süddeutsche Zeitung führt zu dieser Frage unter anderem folgende Daten an: ... Die Investitionshilfemittel wurden von über 130 000 Betrieben der gewerblichen Wirtschaft aufgebracht. Bis zum Ende der Berichtszeit sind an Zahlungen 1148 (in Mill. DM) eingegangen, also 148 mehr als im Investitionshilfegesetz vorgesehen. Es wird im ganzen mit einem Aufkommen von rund 1160 gerechnet. — Bis Mitte 1955 ist der im Gesetz vorgesehene Betrag von 1000 in folgender Weise auf die Grundstoffindustrie (einschl. Waggonbau der Bundesbahn) aufgeteilt worden:

Eisen- und Stahlindustrie	296,5 Mill. DM
Elektrizitätsversorgung	241,8 Mill. DM
Kohlenbergbau	228,2 Mill. DM
Gasversorgung	106,1 Mill. DM
Wasserversorgung	77,4 Mill. DM
Waggonbau	50,0 Mill. DM

Zusammen 1000,0 Mill. DM

Die Neue Ruhr-Zeitung erklärt dazu:

„... Diese Hilfsaktion ermöglichte der westdeutschen Schwerindustrie in den letzten Jahren Investitionsvorhaben mit einer Gesamtsumme von 4,75 Milliarden DM. Ohne diese ‚Initial-Milliarde‘ der Schwerindustrie einschließlich der gewerblichen Wirtschaft wäre es der Energiewirtschaft auch nicht annähernd gelungen, der sprunghaft gestiegenen Nachfrage nach Kohle, Stahl und Edelmetallen in den letzten Jahren nachzukommen... Die 187 mit der Investitionshilfe bedachten Betriebe der Grundstoff- und Versorgungswirtschaft brachten aus eigenen Mitteln weitere 2,2 Milliarden DM und an Fremdmitteln 1,5 Milliarden DM für die Durchführung der Gesamtinvestitionen in Höhe von 4,75 Milliarden DM auf...“

„Hochstapelei“

Bereits im Jahre 1952 nannte es Ministerpräsident Arnold eine staatspolitische Hochstapelei, daß für 50 Millionen Einwohner Westdeutschlands 15 Bundes- und 64 Länderminister requiriert würden. Inzwischen hat sich ihre Zahl nicht unerheblich vergrößert. Jeder siebente unselbständig Beschäftigte wird aus der Staatskasse besoldet, je 15 Bundesbürger werden von einem Beamten oder Angestellten des öffentlichen Dienstes dirigiert. Die Hüter des Staates rufen nach Rationalisierung in der Wirtschaft und Preissenkungen im Interesse des Verbrauchers. Ihr wohl begründeter Alarm wäre noch überzeugender, wenn sie gleichzeitig für eine kräftige Durchforstung des staatsapparatischen Urwaldes und für die Rückbesinnung auf die preußischen Tugenden der Einfachheit und Sparsamkeit an Stelle der nach wie vor üppig fortwuchernden Bürokratisierung sorgen würden. Auch eine Senkung der 10,8 Milliarden DM schon im Vorjahr für Personalausgaben bei Bund, Ländern und Gemeinden würde den überreich strapazierten Steuerzahler freuen.

Noch im Jahre 1888 konnte der Generalpostmeister von Stephan in einem Erlaß an die Oberpostdirektionen mit Fug und Recht sagen: „Das Publikum ist unser bester Postinspektor.“ Heute sitzt mindestens ein Verwandter jedes dieser Inspektoren in einer Staatsstellung. Im Jahre 1932 gab es im ganzen Deutschen Reich 1150 Oberregierungsräte und 164 Ministerialdirigenten, im westdeutschen Teilstaat dagegen schon im Vorjahre 1201 Ober- und 313 Dirigenten. Blank soll gleich fünf Staatssekretäre kommandieren. Entspricht das noch der bundesrepublikanischen Wirklichkeit, weltpolitisch, finanziell, stilmäßig? Ist der Kreis Kempen eine Ausnahmeerscheinung, in dem nach einer Prüfung der beinahe 70 Angestellten 13 wegen ungenügender Kenntnisse entlassen und 17 im Gehalt zurückgestuft werden mußten?

Mit einigem Recht sagt Professor Wage-mann: „Die Hausfrau merkt, daß mit der Zahl des Hauspersonals die durchschnittliche Leistung des einzelnen sinkt. In den fürstlichen Hofhaltungen alter Zeit kam es schließlich dahin, daß das Gesinde fast nur noch dazu da war, sich gegenseitig zu bedienen. Etwas davon gilt heute auch von den großen kaufmännischen und vor allem behördlichen Betrieben.“

Die letztlich Verantwortlichen für die erschreckende Bürokratisierung sind die 1656 Bundes- und Landtagsabgeordneten in der Bundesrepublik. Ihre häufig ebenso dunklen wie unförmigen Gesetze machen immer neue Hilfskräfte erforderlich. Ob es in Zukunft besser wird, nachdem die Staatsangestellten im Wartestand die stärkste „Fraktion“ in den Parlamenten stellen und verdiente Verwaltungsfachleute auch offiziell als Minister regieren? (Hannoversche Allgemeine Zeitung)



Deutschland hält gegenwärtig einen traurigen Rekord. Nach den neuesten Statistiken dürfte unser Land — Bundesrepublik, Sowjetzone und Berlin — das Land mit der geringsten Geburtenhäufigkeit in der nichtkommunistischen Welt sein. Die Bundesrepublik zählt 15,5 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner (1953), die Sowjetzone 14,5 (1951), Ostberlin 10,7 und Westberlin 8,1. Nur noch Schweden, England und Österreich haben so geringe Geburtenziffern aufzuweisen wie Deutschland.

Das darf nicht sein

Im Artikel 71 der Tilburger Polizeiverordnung heißt es: „Zwei Personen verschiedenen Geschlechts ist es verboten, im Bezirk der Stadt Tilburg an Weg- oder Straßenrändern, in Park- oder sonstigen Anlagen, in Wiesen, in Wäldern, in Feldern und in allen nicht bebauten und dem Publikum zugänglichen Terrainen auf dem Boden zu sitzen oder zu liegen. Von dieser Verordnung werden nicht erfaßt: Personen, die miteinander verheiratet oder im ersten oder zweiten Grad miteinander verwandt sind.“



Das interessiert die Frau

Die ideale Sekretärin

Gute Sekretärinnen sind ihr Gewicht in Gold wert. „Was können Sie?“ fragte der Chef die Neue. „Ich bin perfekt in allen Sparten.“ — „Schreibmaschine?“ — „Vierhundert Anschläge in der Minute.“ — „Sprachkenntnisse?“ — „Englisch, französisch, italienisch, spanisch und russisch.“ — „Stenographie?“ — „Deutsch, englisch, französisch.“ — „Sonstiges?“ — „Firm im Fernschreiben, Führerschein Klasse A und B, doppelte Buchführung, Steuerabschlüsse, Bilanzen und Außendienst.“ Das hörte sich gut an. Dies hörte sich noch besser an: „Ich mache jederzeit gern Überstunden.“ — „Ihr Urlaub?“ — „Ich nehme nie Urlaub?“ — „Ihr freier Tag?“ — „Ich brauche keinen freien Tag.“ — „Wenigstens den Sonntag?“ — „Wenn Sie es wünschen, komme ich auch sonntags.“ — „Auch in meine Wohnung?“ — „Wenn Sie daheim etwas zu waschen, bügeln, nähen und zu stopfen haben, ich tue es gern. Wenn Ihr Wagen schmutzig ist, wasche ich ihn. Wenn Sie Kinder und Hunde haben, führe ich sie aus. Wenn die Köchin krank wird, koche ich für Sie.“ Und dies hörte sich am besten an: „Nein, ich habe keine Familie“ — „Wenigstens einen Freund?“ — „Keinen.“ — „Warum nicht?“ — „Ich fand meinen Typ nicht.“ — „Wie muß er aussehen?“ — „Genau wie Sie, Herr Direktor.“

Der Chef konnte sich vor Freude kaum mehr auf dem Sessel halten. „Und was kostet das Wundermädchen im Monat?“ — „Was Sie gern zahlen, Herr Direktor.“ — „Also nach Tarif?“ — „Wer zahlt nach Tarif?“ — „Mehr?“ — „Weniger. Weit weniger. Ganz nach Belieben und wie die Kasse steht. Alle sozialen Lasten trage ich.“

Da hielt es den Chef nicht länger. Er sprang auf und rief: „Sie sind engagiert! Engagiert sind Sie!“ — „Ich danke Ihnen von Herzen.“ — „Nur noch eine Frage, mein Fräulein.“ — „Bitte?“ — „Warum sind Sie von Ihrem früheren Posten weggegangen?“ — „Ach — nur eine Kleinigkeit.“ — „Welche?“

Die junge Dame öffnete ihre Aktentasche, zog daraus die schottische Fahne hervor, entfaltete sie und schwang sie hoch über sich.

„Mein Chef wollte mir nicht glauben“, rief sie, „daß ich die Königin Maria Stuart bin.“

Kleine Bissigkeiten zwischen Mann und Frau

Der liebe Gott erschuf die Frau zuletzt, weil er sich bei der Erschaffung des Mannes keine guten Ratschläge anhören wollte.

Zwei Dinge auf dieser Welt kommen schwer hoch: Hefeteig in einer kalten Küche und ein Ehemann, der Zeitung liest.

Frauen bringen es geduldig übers Herz, zehn Jahre auf den richtigen Mann zu warten — ehe sie den Falschen heiraten.

Männer sind nur einmal jung. Später müssen sie sich andere Entschuldigungen einfallen lassen.

Die Frauen sind anspruchsvoller geworden. Sie brauchen heute doppelt soviel wie früher, um über die Verhältnisse ihrer Männer zu leben.

Wenn ein Mann auf einer Gesellschaft einer Frau zuhören kann, ist er reif, von ihr geheiratet zu werden.

Wie wunderschön wäre die Welt, wenn sie aus Frauen und Männern bestände, die unsere Männer und Frauen hätten heiraten können, bevor sie uns geheiratet haben.



Unser Briefkasten

J. B., Werkschutz:

Die dauernd ansteigende Inanspruchnahme des Arguments: „Du bekommst ja neben deinem Lohn noch Rente!“ zwingt mich, einmal hierzu Stellung zu nehmen. Alle Arbeits- und vor allem auch Kriegsofopfer empfinden bei diesen Worten ein schmerzliches Gefühl. Wie beschämend war letzten Endes das lange und beunruhigende Hin und Her um die Durchführung einer gerechten Versorgung aller Kriegsofopfer. Es ist doch einfach eine Verpflichtung des Staates, denen beizustehen, die für ihn das größte Opfer gebracht haben, und die Pflicht eines jeden einzelnen ist es, denen zu helfen, die durch ein Leiden der Hilfe bedürfen.

Bis heute haben die deutschen Kriegsofopfer im Bewußtsein ihrer staatspolitischen Verantwortung für das Wohl des gesamten Volkes und Staates ohne Murren bescheiden und geduldig ihre schwere Bürde getragen

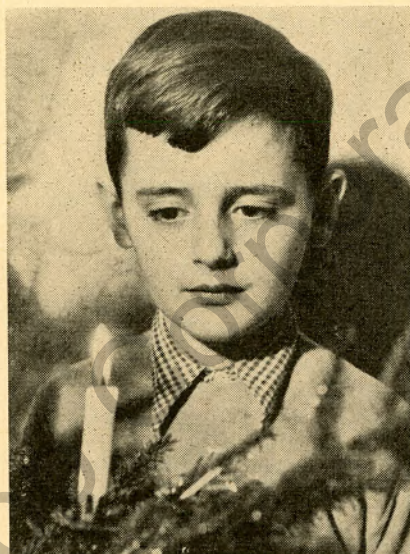
Engel mit kleinem Fehler

Gut so! In dieser Zeit verwandeln sich unsere Kinder so gern und so häufig in Engel. Sie werden natürlich auch ebenso gern und häufig fotografiert. Und allzuoft starren sie dann ein wenig unsicher und bange aus dem Bild, weil es halt doch schwerfällt, auf Kommando engelshaft zu sein. Hier aber wurden die irdischen Neigungen unseres Engels mitgeblitzt. Und siehe da — es steht dem Engel gut zu Gesicht, daß ihm die Gaben, die er uns bringt, auch selber kräftig munden.



und haben damit bewiesen, daß sie bereit waren, für den Aufbau des Staates erneute Opfer zu bringen. Das kann aber nicht bedeuten, daß gerade sie, die schwerste Opfer an Blut und Leben für das gesamte Volk gebracht haben, für alle Zeiten vom wachsenden Wohlstand und vom allgemeinen Aufstieg des Staates ausgeschlossen bleiben. Wenn es daher eine Gruppe im deutschen Volk gibt, die einen besonderen moralisch und rechtlich verankerten Anspruch darauf hat, an den Gütern des Lebens teilzuhaben, dann sind es die Opfer des Krieges.

Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was es heißt, Rentenempfänger zu sein? Wieviel Leid und Entbehrung sich darin spiegelt? Man sollte jedem Beschädigten Achtung zollen, wenn er den Willen aufbringt, trotz seines Leidens für die Erhaltung der Familie sein Letztes zu geben. Der Schwerbeschädigte ist ein Beschädigter am Leibe, daß er es nicht auch an der Seele werde, ist die wichtige soziale Forderung.



Ein Lichtblick

Die alten Meister malten den „Mann mit der Nelke“ und ähnliches. Sie gaben ihren Bildnissen einen Sammelpunkt, der außerhalb der eigentlichen Darstellung lag, und erreichten damit eine seelische Tiefenwirkung, einen geistigen Spannungszustand innerhalb des Bildes. Eine Parallelerscheinung finden wir in der modernen Fotografie. Es ist kein Zufall, daß besonders im Amateurbereich die schönsten Kinderbilder zur Advents- und Weihnachtszeit entstehen — mit der brennenden Kerze als Sammelpunkt. Das Kinderbild verlangt ja noch mehr als jedes andere Porträt nach einer „Rechtfertigung innerhalb des Bildes“. Das Kind kennt nicht den Zustand innerer Sammlung, der die Erwachsenen „porträtfähig“ macht. Die Konzentration des Kindes richtet sich ersichtlich auf eine äußere Erscheinung. Was könnte den bislang zu diesem Zweck erhobenen Zeigefinger des Fotografen glücklicher ersetzen als das Licht, an dem sich alle Gedanken an die schönste Zeit des Kinderjahres entzünden?



„Ich habe gar keine Angst!“

— hat er immer wieder beteuert. Der Nikolaus ist ja auch ein guter Mann, und allzuviel kann Uwe auch nicht auf dem Kerbholz haben. Als es aber soweit ist, geht er doch in Deckung von Muttis Schürze — und dort erhascht ihn und den zweifelnden Kinderblick, in dem sich ein so großes Erlebnis spiegelt, die Blitz-Kamera.

Verzauberte Welt

Der Lichterbaum, eine kostbare Barockfassade und ein großer „Amerikaner“, der dort parkt! Die Winternacht hat sie alle vereint, und auf jedem liegt der versöhnende Glanz des hellen Schnees. So sah sie ein junger Mann, der an diesem Abend durch die Straßen wanderte. Mit gutem Lächeln blieb er stehen, nahm seine Kamera vor und fotografierte diesen Anblick einer verzauberten und glücklich ausgeglichenen Welt.



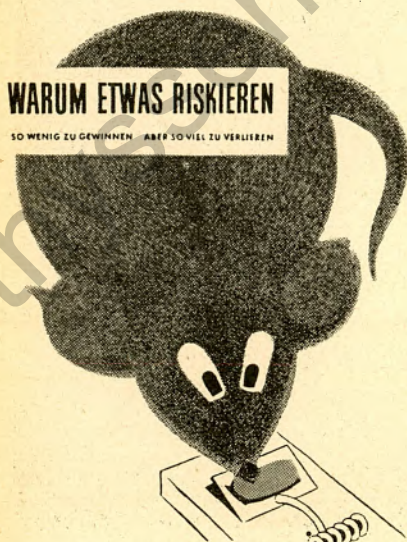
Mein lieber Emil!

Jetzt bin ich wieder seit gut 2 Monaten in Amerika und stecke schon feste drin in meiner Arbeit. Die Überfahrt war nicht leicht, denn wir hatten starken Seegang. An einem Tag war ich sogar seekrank. Das war ein Ding, kann ich Dir sagen. Ich wünschte mir nur, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Noch immer muß ich die Eindrücke verarbeiten, die ich in Deutschland gehabt habe. Wie hat sich alles verändert! Kaum zu glauben! Na ja, 20 Jahre bin ja auch nicht „zu Hause“ gewesen. Aber das Heimweh, das mit zunehmendem Alter immer stärker wird, hat mich nach Deutschland in meine Heimatstadt und an meine alte Arbeitsstätte getrieben. Wie habe ich mich gefreut, Dich und einige der alten Kumpels wiederzusehen. Mir hat es richtig Spaß gemacht, daß Ihr mich zunächst nicht erkannt habt. Mir ging es auch nicht anders mit Euch! Wenn ich auch in einem für Eure Begriffe „großartigen“ Wagen ankam und sehr „vornehm“ war, so wißt Ihr doch, daß ich der alte geblieben bin. Nur ist es eben bei uns so, daß der einfachste Mann, wenn er einigermaßen verdient, einen höheren Lebensstandard hat als Ihr. Und hier in Amerika habe ich auch erst als Arbeiter angefangen, hatte es aber bald zum „foreman“, in Deutschland würde man sagen „Meister“, gebracht.

Sehr erschüttert war ich, von Euch zu hören, daß der früher so lustige Gustav, den wir immer Gustel nannten, durch einen Unfall ums Leben gekommen ist, und daß Erich Müller sein Bein und Ernst Horn ein Auge und den rechten Arm verloren hat. Diese Mitteilungen haben mir sehr zu denken gegeben. Gewiß, bei uns kommen auch Unfälle vor, aber wir sind viel vorsichtiger als Ihr bei Eurer Arbeit. Ihr seid irgendwie verwöhnt durch Eure Firma und Eure sozialen Maßnahmen. Wenn Ihr einen kleinen Unfall habt, so werdet Ihr gleich krank geschrieben. Ihr bekommt Krankengeld, und dadurch werdet Ihr gleichgültig den Gefahren gegenüber, die Euch auf dem Hüttengelände auf Schritt und Tritt verfolgen. Wer bei uns in den USA einen Unfall verschuldet, wer beispielsweise keinen Schutzhelm

oder keine Schutzbrille trägt, wird in Strafe genommen und muß die Unfallfolgen auch geldlich selbst tragen. Trotzdem oder gerade deshalb muß ich schon sagen, daß wir in Amerika Euch in der Unfallverhütung in vielem voraus sind. Als ich bei Euch war und wir gemütlich bei Dortmunder Bier zusammensaßen, hatten wir so viel Erinnerungen auszutauschen, daß ich Euch gar nicht so richtig erzählen konnte, wie es damit bei uns gehandhabt wird. Wie ich Dir am Anfang des Briefes schrieb, bin ich „foreman“. Mir untersteht eine Arbeitsgruppe von 30 Arbeitern. Ich brauche im wesentlichen nichts weiter zu tun, als daß ich auf die Sicherheit der mir anvertrauten Leute achte und überall meine Augen und Ohren haben muß, denn ich bin ja für die Sicherheit meiner Leute verantwortlich. Bevor ich diesen Posten erhielt, wurde ich gründlich geschult, ganz abgesehen davon, daß ich mich vorher in meiner bisherigen Arbeit habe



bewähren müssen. Ich muß meine Leute ganz genau kennen, muß ihre charakterlichen und arbeitsmäßigen Seiten beurteilen können. Auch muß ich ihnen laufend Verhaltensmaßregeln geben, damit sie sich der Unfallgefahr, in der sie dauernd schweben, voll bewußt sind. Ehe ich die Arbeit einteile, unterhalte ich mich mit meinen Leuten ganz kurz über Unfallverhütung. Jedesmal habe ich dabei ein anderes Gefahrenmoment im Auge. Während der kurzen Besprechung beobachte ich die einzelnen Arbeiter sehr scharf, um festzustellen, in welcher seelischen und körperlichen Verfassung sie sich befinden. Daraufhin teile ich dann die Arbeit entsprechend ein. Wenn z. B. einer meiner Leute durch irgendwelche häusliche Dinge stark belastet und bedrückt ist, setze ich ihn auf einen weniger gefährlichen Platz ein. Ich kann mir vorstellen, daß mancher Unfall bei Euch in Deutschland vermieden werden könnte, wenn der Kumpel z. B. hinsichtlich der Wohnverhältnisse ein geordnetes Leben

führte. Er wäre ausgeschlafen und könnte mit mehr Aufmerksamkeit an seine Arbeit gehen.

Auch hat der Krieg bei Euch in manche Familie tiefe Wunden geschlagen, sei es durch Krankheit, Tod oder finanzielle Schwierigkeiten, so daß die seelischen Belastungen mancher Eurer Kameraden so stark sind, daß sie mit ihren Gedanken dauernd zu Hause sind, auf die Gefahren nicht achten, und schon ist der Unfall da, der noch größeres Elend über sie bringt.

Wir haben jedenfalls mit unseren Methoden, was die Unfallverhütung anbetrifft, gute Erfolge.

Vielleicht könnt Ihr bei Euch auch so etwas Ähnliches einführen. Schlage es doch mal Deinem Chef vor. Ihr könnt doch sicherlich auch Verbesserungsvorschläge einreichen.

Im übrigen hat unsere Arbeitsgruppe neulich eine ziemlich hohe Prämie erhalten, weil wir ein ganzes Jahr lang keinen Unfall in unserer Gruppe gehabt haben. Daß wir darüber stolz waren, kannst Du Dir sicher denken.

Nun will ich aber meinen langen Brief beenden. Grüße alle alten Bekannten recht herzlich, und sei Du mit Deiner Familie besonders begrüßt von Deinem alten Freund

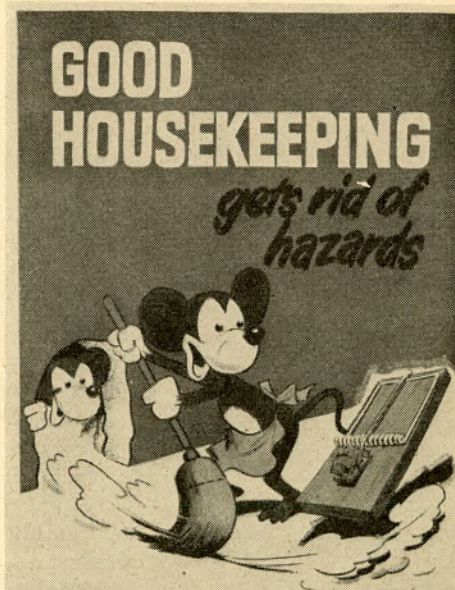
Gustav



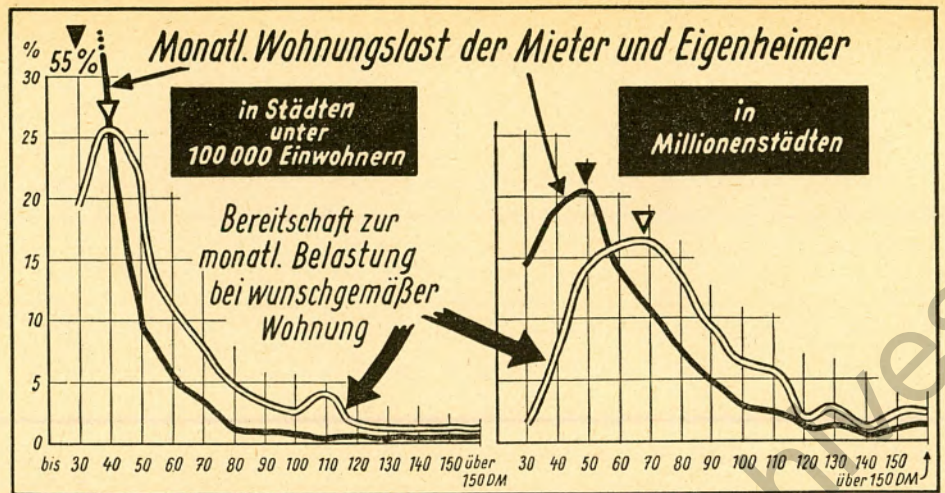
Jetzt wird er wohl 'mal aufräumen



Das Leben ist kurz, ein Unfall kann es noch kürzer machen.



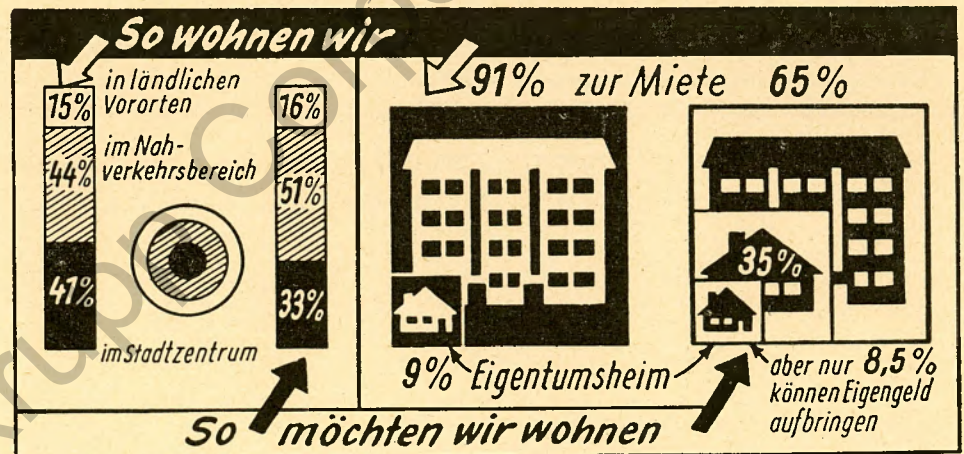
Ordnung und Sauberkeit halten Gefahren fern.



So wohnen wir - so möchten wir wohnen

Mit einer umfassenden wohnungswirtschaftlichen Zielsetzung haben die „Südhaus GmbH“, München — freies Wohnungsunternehmen —, und die „Neue Heimat“, Hamburg — gemeinnütziges Wohnungsunternehmen —, nach dem quotalen Repräsentationsverfahren der modernen Meinungsforschung über 13 000 Einwohner in 11 deutschen Städten, die zusammen rund 5 Millionen Einwohner repräsentieren, befragt, wie sie heute wohnen und wie sie morgen wohnen möchten.

Diese für Deutschland in ihrer breiten Anlage erstmalige Befragung gibt einen aufschlußreichen Einblick in die tatsächliche Bedarfs- und Nachfragesituation, die von den Wohnungsbauern und Wohnungsvermietern nicht übersehen werden darf, wenn sie sich markt- und konsumgerecht verhalten wollen.



Fort aus dem Häusermeer - Wunschtraum Eigenheim

Nur ein Drittel der Befragten wollen weiterhin im Stadtzentrum wohnen. Über die Hälfte ziehen den Nahverkehrsbereich vor. Mit der Haushaltsgröße verstärkt sich die Tendenz zum Nahverkehrsbereich. Natürlich soll die Wohnung nicht allzu weit vom Arbeitsplatz entfernt sein. Die übergroße Mehrheit der Befragten möchte nicht mehr als 30 Minuten Wegdauer in Kauf nehmen.

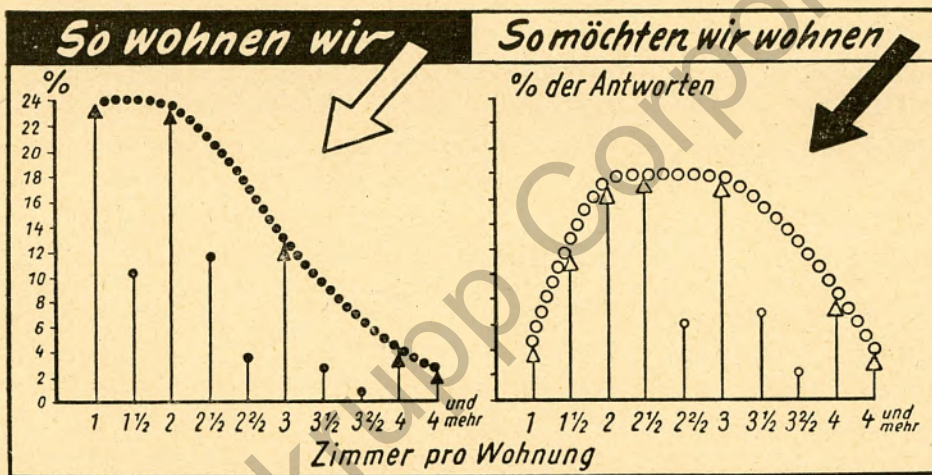
Es ist sehr zu begrüßen, daß die Veranstalter der Enquête die Frage „Mietwohnung oder Eigentumswohnung“ mit der Frage nach der Eigenleistungsbereitschaft gekoppelt haben. Wenn auch ein beträchtlicher Teil der Mieter ein Eigenheim ersehnt, so ist doch die Zahl derjenigen, die diesen Wunsch durch die Beibringung von Eigenkapital — 4000 DM und mehr — marktwirksam machen können, nicht größer als die Zahl der gegenwärtigen Eigentumsheimbesitzer. In Verbindung mit der Frage nach der finanziellen Leistungsbereitschaft bzw. Leistungswilligkeit stellt sich das derzeitige 9:1-Verhältnis zwischen Mietern und Eigentumsheimbewohnern wieder her.

Für die Wohnungswirtschaft kommt es ja heute und hier nicht auf die Wünsche an, die etwa im Hinblick auf einen möglichen Totogewinn geäußert werden, sondern auf diejenigen Wünsche, bei denen der eigene Geldbeutel nicht aus dem Auge gelassen wurde.



Die Veranstalter der Enquête haben das Risiko der Frage nicht gescheut, ob die Mieter lieber bei privaten Hauseigentümern oder bei freien bzw. gemeinnützigen Wohnungsunternehmen wohnen möchten. Das Votum für die Wohnungsunternehmen ist eindeutig. Fast zwei Drittel der Befragten wohnen heute bei privaten Hauseigentümern — nur ein Drittel ist damit zufrieden. Zwei Drittel möchten in Zukunft eine Wohnung haben, die in der Obhut eines Wohnungsunternehmens steht, während heute nur ein Viertel der Befragten in Häusern wohnen, die von Wohnungsunternehmen bewirtschaftet werden.

**Vertrauen
zu Wohnungs-
unternehmen**



Die Kurven unseres Schaubildes sagen es deutlich aus: Die Mehrheit der Befragten (bis über 77 Prozent) möchte aus der Enge der 1 bis 2½-Zimmer-Wohnungen heraus und wünscht 2½, 3 und 4 Zimmer (Küche nicht eingerechnet). Auch hier haben die Veranstalter der Enquête die Befragten dringend gebeten, bei ihren Wunschsäuerungen den Geldbeutel nicht zu vergessen. Der Frage nach der vorhandenen und gewünschten Wohnungsgröße war der Hinweis vorangestellt: „Gehen Sie bei Ihrer Antwort davon aus, daß Sie ein Zimmer von 15 qm nicht unter 20 DM und ein halbes Zimmer nicht unter 10 DM monatlich belastet.“ Trotzdem wünschen die Befragten in ihrer Mehrheit größere Wohnungen. Ein beredtes Zeugnis für das Streben nach einem höheren Wohnstandard.

**Größere
Wohnungen!**

Immer wieder wird in den Antworten der Befragten sichtbar, daß sie bessere und größere Wohnungen erstreben. Sie sind auch bereit, höhere Mieten zu zahlen, aber nur dann, wenn die teure Wohnung ihren Wünschen entspricht. Aus dem ersten Schaubild geht die Bereitschaft zur Zahlung einer höheren Monatsmiete bei entsprechender wunschgemäßer Wohnung — größere Raumzahl, moderne Ausstattung — unmißverständlich hervor. Viele der Befragten sind bereit, 10 bis 30 DM monatlich mehr aufzuwenden. Die Mehrleistungswilligkeit gilt aber nur insoweit, als für mehr Geld eine höhere Leistung geboten wird.

**Höhere Mieten
nur für bessere
Wohnungen!**



Dr. Glaser

Renten und Mieten

In der Versammlung unserer Schwerbeschädigten, die am 25. November im vollbesetzten Festsaal stattfand und von Obmann Heinz Stang geleitet wurde, referierte Versicherungsinspektor Hans Langguth über die so sehr wichtige Zusatznovelle zum Bundesversorgungsgesetz.

Höhere Rentenversorgung

Durch die Änderung des Bundesversorgungsgesetzes ergeben sich für alle Schwerbeschädigten und Kriegervitwen erhebliche Veränderungen auf dem Gebiet der Altersrentenerrechnung vor allem insofern, daß eine weitere Erhöhung der Ausgleichsrente beantragt werden kann, die den Zweck verfolgt, durch einen privaten Rentenabschluß eine weit höhere Rentenversorgung im späteren Alter sicherzustellen.

Wir wollen versuchen, es an einem Beispiel deutlich zu machen: Es möge sich um einen Mitarbeiter handeln, der zu 70 Prozent beschädigt und verheiratet ist, zwei Kinder hat und einen Bruttolohn von 350 DM bezieht.

Nach den bisherigen Errechnungen gingen von diesem Betrag ab: Pauschbetrag 60 DM, verbleiben 290 DM; abzüglich 30% = 203 DM, abzüglich 22 DM Sozialabgaben, —,15 DM Lohnsteuer, 1,45 DM Notopfer und 3 DM Fahrtkosten; es verbleiben 176,50 DM. Da die Höchstgrenze des „sonstigen anrechenbaren Einkommens“ 175 DM ist, wurde bisher keine Ausgleichsrente gezahlt.

Nach der neueren Errechnung kann — bei Gleichbleiben obiger Abzüge — von dem Restbetrag von 176,50 DM noch die Prämie für die Altersrente, die 80 DM betragen möge, abgesetzt werden, so daß dann das „sonstige anrechenbare Einkommen“ nur 96,50 DM beträgt und mithin jetzt eine Ausgleichsrente in Höhe von 78,50 DM beantragt und bezogen werden kann. Diese Ausgleichsrente läßt sich sogar bis zu den Höchstsätzen ausweiten.

Wenn wir nun annehmen, daß der als Beispiel genommene Versehrte 35 Jahre alt ist und keine „besonderen“ organischen Leiden hat, würde er aus dem privaten Versicherungsvertrag später eine Rente von durchschnittlich 260 DM — in anderen Vertragsarten sogar noch höher — beziehen. Hierzu ist noch zu erwähnen, daß als Beitrag nur der Betrag abzugsfähig ist, der „für private Versicherungsverträge gezahlt wird, die auf Zahlung einer laufenden Geldrente gerichtet ist“.

Das obige Beispiel gilt selbstverständlich nicht für alle Versehrten als Grundlage der Errechnung, da sich die Werte je nach Versehrtengrad, Einkommen und Familienstand ändern. Entsprechende Fragebogen sind zur Ausgabe gebracht, deren Bearbeitung bis zur Neufestsetzung der Ausgleichsrente gesichert ist. Zur Anforderung des Fragebogens und bei irgendwelchen Fragen wende man sich an den Schwerbeschädigtenobmann Stang (Werkruf: 418).

Das neue Bundesmietengesetz

Rechtsanwalt Dr. Glaser sprach anschließend über das neue Bundesmietengesetz:

Eine der bitteren Folgen des verlorenen zweiten Weltkrieges war die Wohnungsnot, hervorgerufen durch die mannigfache Zerstörung von Wohnraum und den Flüchtlingsstrom, der sich in das Bundes-



gebiet ergoß. So war es eine der dringendsten Aufgaben des Gesetzgebers, insoweit erste Hilfe zu leisten, um soziale Härten zu vermeiden. Es wurde daher die Wohnraumbewirtschaftung, der Mieterschutz und der Preisstopp angeordnet.

Im Laufe der Jahre lockerte sich allerdings die Raumnot, insbesondere auf dem gewerblichen Sektor. Daher wurde zunächst „Die kleine Mietpreisreform vom 1. Dezember 1951“ erlassen, die den Hauswirt berechtigt, z. B. Untermietzuschläge zu verlangen. Nach dem Geschäftsraummietengesetz vom 25. Juni 1952 wurden gewerbliche Räume grundsätzlich von der Bewirtschaftung ausgenommen.



Im Zuge dieser Lockerung wurde durch ein weiteres Gesetz dem Vermieter gestattet, eine zehnprozentige Mieterhöhung ab 1. November 1952 für vor dem 1. April 1924 erstellte Altbauwohnungen zu verlangen. Jetzt tritt nun ab 1. September 1955 eine weitere Mieterhöhung durch das erste Bundesmietengesetz ein. Diese kommt für Wohnungen in Betracht, die bis zum 20. Juni 1948, dem Tag der Währungsreform, bezugsfertig wurden. Die Mieterhöhung beträgt grundsätzlich 10 Prozent, für sogenannte „Komfortwohnungen“ 15 Prozent oder gar 20 Prozent. Ausgangsmiete ist hierbei der Mietzins, den der Mieter am 1. Januar 1955 gezahlt hat.

Muß ich höhere Miete zahlen?

Bei der Berechnung des Mietzuschlages ist zu beachten, daß hierbei von der Ausgangsmiete etwaige Mietzinssteigerungen auf Grund der bisherigen Vorschriften zahlenmäßig in Abzug gebracht werden müssen, so daß sich der Steigerungsbetrag von dem Mietzins errechnet, der sich nach Abzug der bisherigen Erhöhungen ergibt. Nach diesem System muß

der Vermieter also den neuen Mietzins berechnen. Der Gesetzgeber hat allerdings wichtige Ausnahmen geschaffen, bei deren Vorliegen eine Mieterhöhung nicht verlangt werden darf. So zum Beispiel, wenn die Wohnung erhebliche Mängel aufweist oder wenn es sich um minderwertige Wohnungen, wie Behelfsheime, Kellerwohnungen usw., handelt. Auch darf die Miete des Untermieters auf Grund des Bundesmietengesetzes nicht erhöht werden; es sei denn, daß dieser lediglich die gesetzliche Mindestmiete zahlt. Auch wenn erhebliche Mietleistungen vorliegen, kann dies unter Umständen dazu führen, daß der Hauswirt keine Mietzinserhöhung verlangen darf. Schließlich entfällt für einen gewissen Personenkreis die Mietzinssteigerung praktisch dadurch, daß diesen Mietbeihilfen gewährt werden. Es handelt sich hierbei um solche Mieter, deren Einkommen 10 Prozent des Fürsorgerrichtsatzes nicht übersteigt.

Die Durchführung der Mieterhöhung geschieht durch eine einseitige schriftliche erläuternde Erklärung des Vermieters. Schließlich hat der Gesetzgeber die Möglichkeit eines behördlichen Instandsetzungszwanges zur Verbesserung des Grundstückes geschaffen. Hierbei kann der Vermieter gezwungen werden, bis zu 30 Prozent der Mieterhöhung für Renovierung des Grundstückes zu verwenden.

Von diesen Mietzinssteigerungen abgesehen, kann ein Hauswirt die Preisbehörde angehen, um sich dort eine Kostenvergleichsmiete festsetzen zu lassen, wenn er trotzdem seine Grundstücksausgaben nicht decken kann. Das gleiche Recht haben Eigentümer, deren Wohnraum in der Zeit vom 21. Juni 1948 bis zum 31. Dezember 1949 bezugsfertig wurde.

Nach alledem wird durch das Bundesmietengesetz eine weitere Lockerung in dem Preisgefüge des Mietrechts geschaffen.





Böttger, Kabob, Steinhauer, Tallmann

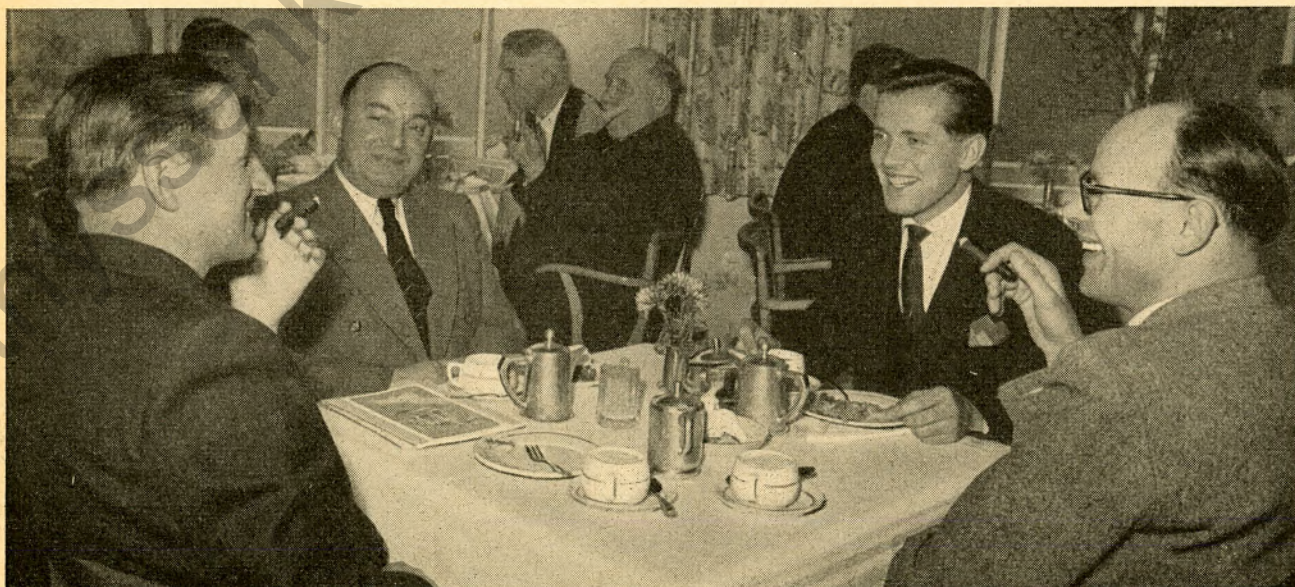
Wenn der Kaufmann mit dem Techniker ...

Da meint der Verkäufer: „Wenn ich nicht dauernd auf den Socken wäre im täglichen Werben und Ringen um die für unser aller Existenz lebensnotwendigen Abnehmer unserer Erzeugnisse im In- und Ausland — die Hütte könnte ihre Tore schließen. Ja, wenn ich nicht wäre...!“

„Denkste, mein Lieber!“ sagt der Arbeiter. „Mach doch mal das Fenster deines Büros auf! Was hörst du — was siehst du? Werkshallen, erfüllt vom Lärmen der Walzen — und zwischen ihnen stehen wir, die wir das Produkt schaffen, welches du verkaufst. Deine und des Werkes Existenz ruhen in unseren schwieligen Fäusten. Ja, wenn wir nicht wären...!“

„Schön und gut!“ meint der Angestellte. „Aber malt euch einmal aus, was geschehen würde, wenn ich nicht wäre! Keine Walze würde sich drehen, wenn ich nicht die Rohstoffe heranschaffen, den Verkauf organisieren, den Geldverkehr regeln, die personellen und sozialen Angelegenheiten bearbeiten würde. Ja, wenn ich nicht wäre...!“

Dirzus, Möller, Pückolf, Kugler





Engelmann, Tschirschwitz, Pohlenz, Risse, Bosse, Wladika

„Sachte, sachte!“ schaltet sich der Techniker ein. „Erst einmal genau durchdenken, dann loslegen — das ist mein Prinzip. Ihrer aller Arbeit, meine Herren, in Ehren — aber glauben Sie, daß nach vorsintflutlichen Verfahren überhaupt noch eine Produktion möglich ist, daß heute noch mit Maschinen gearbeitet werden könnte, wie sie in der technisch-geschichtlichen Sammlung im Deutschen Museum stehen? Und was liegt zwischen diesen Anfängen und den modernen Maschinen und Produktionsarten? Ideen und ihre Verwirklichung, technischer Fortschritt! Und auf wessen Konto geht das alles? Na ja, wenn ich nicht wäre...!“

So könnten die Streitgespräche sein. Es ist nun schon so, daß durchweg jeder nur sein eigenes „Königreich“ kennt, daß er nur selten über den Zaun in den Bereich des anderen sieht. Zugegeben: im Tempo des Heute fehlt es dazu weniger am guten Willen als an der erforderlichen Zeit. Eine echte Zusammenarbeit

aber ist nur da möglich, wo jeder den Aufgabenbereich des anderen kennt, wo jeder den anderen anerkennt. Wichtig bei allem ist der persönliche Kontakt.

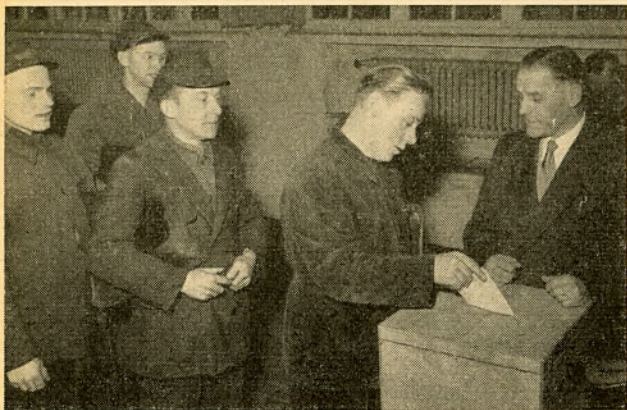
Um den Kontakt zu schaffen und zu vertiefen, hatte das Werk die Meister und Prokuristen, Bürovorsteher und Betriebsassistenten, Abteilungs- und Betriebschefs zu kameradschaftlichen Besprechungen eingeladen, in mehreren „gemischten“ Gruppen einen Nachmittag eine gute Wegestunde von Dortmund entfernt hinauszufahren. Fern vom Gehaste des Werkes kam es hier zu guten persönlichen Gesprächen und losen Unterhaltungen, die sicherlich fruchtbringend für das Ganze, dem wir alle dienen, gewesen sind, die jedem Gelegenheit gaben, sich mit den Gedanken und Sorgen, mit dem Wollen und Wirken des anderen bekannt und vertraut zu machen. Die Schaffung eines persönlichen Kontaktes kann nicht hoch genug angesetzt werden.

Schulze, v. d. Warth, Dr. Kirchhoff, Scherer



Der neue Betriebsrat

Abgabe der Wahlzettel



50 Kräfte arbeiteten in der Hollerithabteilung an der Auszählung der Stimmen



Die Wahlbeteiligung war sehr groß



Bei 65 Kandidaten war es nicht einfach, die „Richtigen“ anzukreuzen

Am 28. und 29. November wurde der neue Betriebsrat gewählt. Von den 65 Kandidaten, die sich zur Persönlichkeitswahl stellten, wurden 20 Arbeiterkandidaten und 5 Angestelltenkandidaten mit Stimmenmehrheit ausgewählt.

Der neue Betriebsrat setzt sich wie folgt zusammen:

Dombowski, Wilhelm	5932 Stimmen
Breker, Heinrich	4860 "
Schwentke, Gustav	4582 "
Rösch, Hans	4344 "
Pfeiffer, Albert	3597 "
Bröckelmann, Bernhard	3503 "
Hahnke, Emil	3166 "
Seidler, Fritz	2888 "
Hess, Fritz	2872 "
Heidek, Franz	2772 "
Vernholz, Karl-Heinz	2702 "
Fige, Wilhelm	2661 "
Erlenhofer, Erich	2551 "
Sander, Alfred	2449 "
Kaeßler, Franz	2428 "
Heyder, Sigismund	2421 "
Schaffrin, Johann	2382 "
Grobbe, Walter	2359 "
Stachel, Hermann	2273 "
Kurth, Franz	2268 "
Hutfilker, Johann	2643 "
Heimann, Willi	2588 "
Peddinghaus, Raimund	2408 "
Thiesbrummel, Franz	2227 "
Hoffmeister, Heinz	1962 "

Wir wünschen dem neuen Betriebsrat, daß er seine Tätigkeit zum Wohle aller Mitarbeiter unserer Hütte und des Werkes, von dessen Gedeih und Verderb die Existenz aller abhängt, ausüben möge.

Gewerkschaften für Rationalisierung

Ludwig Rosenberg, Mitglied des Bundesvorstandes des DGB, erklärt u. a.:

Seit jeher hat der Mensch sich bemüht, durch eine vernünftige Einteilung seiner Arbeit sich diese Tätigkeit zweckmäßig und möglichst mühelos einzurichten. Schon immer waren die Menschen bestrebt, durch vorherige Überlegung und nachträgliche Überprüfung den Arbeitsvorgang so zu gestalten, daß mit möglichst wenig körperlicher Anstrengung ein möglichst großer wirtschaftlicher Erfolg erzielt wird.

So ist also das, was wir Rationalisierung nennen, keineswegs eine Erfindung unserer Zeit. Es ist lediglich die Fortsetzung eines uralten menschlichen Bemühens mit den modernen Mitteln unserer Tage... Wir alle wissen, daß ein hoher Lebensstandard nur durch eine technisch und arbeitsteilig vollendete Produktion gesichert werden kann. Wir wissen, daß durch Typisierung und Massenproduktion erst jener Massenkonsum möglich wird, der die Mehrzahl der Menschen in die Lage versetzt, an den materiellen Gütern des Lebens Anteil zu haben. Wir wissen auch, daß dieser Massenkonsum Arbeit und Arbeitsplätze schafft und daß die ständige Steigerung der Produktion mit modernen Mitteln eine ständige Höherentwicklung des Lebensstandards und des Wohlstands aller ermöglicht.

Wir wissen auch, daß neue und zweckmäßige Arbeitsmethoden und die laufende Verbesserung der Produktions- und Verteilungsmaschinerie bessere Arbeitsbedingungen und bessere Löhne und Gehälter möglich machen. Es ist kein Geheimnis, daß der am rationellsten arbeitende Betrieb die besten Arbeitsbedingungen bietet und die besten Löhne und Gehälter zahlen kann.

Aber wir wissen auch, daß Rationalisierung nicht zwangsläufig alle diese erfreulichen und erstrebenswerten Folgen haben muß. Es kommt sehr darauf an, unter welchen Gesichtspunkten man Rationalisierung betreibt.

Soll Maßstab sein, möglichst viel und billig zu produzieren — möglichst viel Arbeitskraft und Arbeitslohn zu sparen — möglichst unveränderte Gewinne am Stück zu machen, ganz gleich, ob man 100 oder 100 000 Stück produziert? Soll sich die Rationalisierung also nur zugunsten des Betriebsinhabers oder selbst nur zugunsten seiner Belegschaft auswirken — oder soll es das Ziel der Rationalisierung sein, die Ergebnisse besserer und zweckmäßigerer Produktion allen zuteil werden zu lassen?...

Soll man bei einer Massenproduktion durch niedrigere Preise den Massenkonsum fördern? Soll man die Arbeitnehmer des Betriebes durch bessere Arbeitsmethoden teilnehmen lassen an dem erhöhten Gewinn, an der besseren Ausnutzung maschineller Einrichtungen? Soll man sie am größeren Umsatz und Gewinn teilnehmen lassen durch die Gewährung besserer Lohn- und Gehaltszahlungen? Sollen sie nicht auch durch kürzere Arbeitszeit und bessere Arbeitsbedingungen überhaupt teilhaben am technischen Fortschritt?

Und soll nicht auch die Gesamtheit des Volkes teilhaben am Segen der Rationalisierung durch bessere Ware, mehr Ware und niedrigere Preise?

Wir wissen sehr wohl, daß man alle diese Fragen nicht immer sofort und nicht überall in der gleichen Weise lösen kann. Es ist uns keineswegs unbekannt, daß man sie nicht nach einem festgesetzten Schema für alles und jedes regeln kann.

Ebensogut wissen wir aber, daß sich an diesen Fragen entscheidet, ob der Begriff Rationalisierung wirklich seinem ursprünglichen Sinn entsprechend Anwendung findet — ob er tatsächlich eine Methode der RATIO, also der Vernunft, ist. Vernünftig ist nur, was nicht nur mir allein nützt, sondern der Gesamtheit zum Nutzen dient. Das ist der einzige und entscheidende Maßstab für alle Rationalisierungsmaßnahmen.

Deshalb betrachten wir die Rationalisierung nicht als „Ding an sich“. Es ist eine der Methoden, die der Mensch zum Guten und zum Bösen benutzen kann.

Wir sind weit entfernt von jenen, die in der Rationalisierung ein Allheilmittel für alle Nöte der Menschheit sehen. Wir sind ebensoweit entfernt von jenen, die die Rationalisierung als Teufelswerk verwerfen.

Wir haben erlebt, daß Rationalisierung ein Werkzeug der Sklaverei sein kann. Wir erleben, daß im Osten technischer Fortschritt und moderne Produktionsmethoden verbunden sein können mit einem System, das nichts so verachtet wie die Freiheit und Menschenwürde derer, die unter ihm leben müssen.

Die Gewerkschaften sind entschlossen, eine Rationalisierung zu fördern, die tatsächlich der RATIO, der menschlichen Vernunft, entspricht, eine Rationalisierung, die dazu dient, die technischen und anderen Methoden der Produktion und der Verteilung so zu nutzen,

daß der Mensch weniger hart arbeiten muß,
daß mehr Güter erzeugt werden,
daß diese Güter mehr Menschen als bisher zugänglich werden,

daß bessere Ware zu niedrigerem Preis erhältlich ist,
daß durch größere Produktion ein größerer Umsatz und höherer Lebensstandard geschaffen wird,
daß die Werktätigen teilhaben an dieser rationelleren Produktion durch höhere Löhne und Gehälter und durch bessere Arbeitsbedingungen.

Daß diese Ziele erreichbar sind, steht außer jeder Frage. In manchen Betrieben und auch in anderen Ländern hat man es bewiesen. Man hat auch bewiesen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit ohne Verminderung der Produktion und der Löhne möglich ist durch Rationalisierung im guten Sinne.

Wenn also die Gewerkschaften eine solche Rationalisierung bejahen, so bejahen sie zuerst das Ziel und dann die Methode, die diesem Ziel dient. Sie glauben, daß die Anwendung dieser Methode — wie alle Maßnahmen, die der Gesamtheit dienen sollen — eine Aufgabe ist, die nur in Gemeinschaft jener durchgeführt werden sollte, die direkt davon betroffen werden.



Vor unserer Hauptverwaltung

2000

geben Gas

„Die Fußgänger sterben aus“, so sagt man mit leichter Übertreibung. Jedenfalls schreitet die Motorisierung unaufhaltsam voran. Die Schaffung von Parkplätzen für die Autos und von Unterstellhallen für die Motorräder ist ein ernstes Problem für alle Werke des Ruhrgebietes, die, wie unsere Hütte, fast zum Weichbild der Städte gehören.

Auf Grund einer Befragung, von der 11 236 Mitarbeiter erfaßt wurden, ist zusammenfassend festzustellen:

3793 Mitarbeiter kommen zu Fuß zum Werk. Sie werden weitaus überwiegend im sogenannten „Hoeschviertel“ — im Gebiet rund um den Borsigplatz — wohnen.

3229 Mitarbeiter fahren täglich mit einem Fahrrad oder Moped zum Werk, wobei die Mopedfahrer auf etwa 1400 geschätzt werden. Insgesamt benutzen ein Fahrrad oder Moped 475 Mitarbeiter der Verwaltung und 2754 Mitarbeiter unserer Betriebe.

588 Mitarbeiter kommen mit einem Krad, und zwar 33 Mitarbeiter der Verwaltung und 555 Mitarbeiter aus den Betrieben. 188 Mitarbeiter kommen mit einem eigenen Wagen zum Werk; von ihnen gehören 58 zur Verwaltung und 130 zu den Betrieben.

170 Mitarbeiter benutzen den Omnibus, 2131 die Straßenbahn und 503 die

Eisenbahn; mehrere Verkehrsmittel — beispielsweise Omnibus und Straßenbahn — benutzen 629 Mitarbeiter. 5 Mitarbeiter — es handelt sich hier um Schwerbeschädigte — benutzen einen Selbstfahrer.

Über 20 Prozent unserer Mitarbeiter also kommen „per Gas“ zum Werk. Das ist eine hohe Zahl, die sich buchstäblich von Tag zu Tag vergrößert. Nach den neuesten Berechnungen kommt auf 27 Einwohner in der Bundesrepublik ein Kraftwagen. 1953 lautete dieses Verhältnis noch: ein Auto auf 35 Bundesrepublikaner. In der Weltrangliste liegt die Bundesrepublik allerdings seit Jahren nur an 16. Stelle. Die Amerikaner führen hier mit der großartigen Formel: drei Einwohner, ein Auto. Für die deutsche Situation ist interessant, daß sich der Anteil der Arbeiter und Angestellten unter den Käufern von Autos in den letzten zwei Jahren verdoppelt hat; er hat sich von 7 v. H. im Jahre 1953 auf 14 v. H. in den letzten zwölf Monaten erhöht. Für die deutsche Qualitätsarbeit — an der wir hier durch die Lieferung von Blechen usw. beitragen — ist beweiskräftig, daß die Bundesrepublik im ersten Halbjahr 1955 ihren Automobilexport nach Amerika erheblich steigern konnte und das traditionelle Autoexportland England erstmalig überflügelte.



Gerade von jungen Sammlern wurde die Ausstellung stark besucht

„Wer je einen Briefmarkensammler mit seinen Schätzen beschäftigt sah, versteht, was so ein ‚Steckenpferd‘ geben kann. Da geht es nicht nur um Vollständigkeit der Serien. In der bunten Pracht der Marken erlebt er die Weite der Welt. Schicksale der Marken und besondere Ereignisse aus dem Leben der Völker werden lebendig und begeistern jung und alt. So ist es kein Wunder, daß der Kreis der Sammler ständig wächst.“

Diese Worte gab Oberbürgermeister Keuning der großen und stark beachteten Briefmarkenausstellung auf den Weg, die anlässlich des 50jährigen Bestehens des Dortmunder Briefmarkensammlervereins in den Ausstellungsräumen des Stadthauses stattfand. Dem Ehrenausschuß gehörte u. a. auch Direktor Willy Ohel, Hoesch Werke AG, an. Zur Ausstellungsabteilung „Belege wirtschaftlicher Auslandsverbindungen“ hatte auch unsere Westfalenhütte durch Hergebe entsprechender Briefumschläge beigetragen.

Paul Simon, Bürovorsteher unserer Bauabteilung — er sammelt seit seinem achten Lebensjahr und zieht jetzt, da seine Sammlungen 1945 vernichtet wurden, eine große Spezial-

sammlung der Bautenserie 1948/52 auf —, wurde bei der Eröffnungsfeier für seine hervorragende Leistung als Ausstellungsleiter die silberne Ehrennadel des Bundes Deutscher Philatelisten überreicht.

„Wenn man sich die Mühe macht und prüft, was der einzelne Briefmarkensammler sammelt und was ihn an der Briefmarke interessiert“, so heißt es in der Festschrift, „so bieten sich zahlreiche Möglichkeiten. Dem jungen Menschen wird es die Vielzahl der erreichten Marken antun. Er freut sich über die bunte Welt, die sich ihm auftut; für ihn ist die schönste Marke die begehrteste. Man kann auch ruhig sagen: je größer die Marke, desto mehr beeindruckt sie ihn... Den Spezi alsammlern geht es vor allem darum, eine Sammlung zu kompletieren... Jeder kann sich wählen, was ihm gefällt und was für ihn erreichbar ist. Das eine aber, das allen Briefmarkensammlern gemeinsam ist, das ist die Freude und die Liebe, mit der man sich diesem Sport widmet. Es ist schon etwas Wahres an dem Wort: ‚Sammler sind glückliche Menschen!‘“ Es wäre interessant, zu wissen: Wieviel Briefmarkensammler haben wir in unserer Hütte?



Paul Simon

STECKENPFERD

SIMON REITET SEIN



DER HÜTTENKIEKER

Heiteres und Übermütiges von Kumpeln für Kumpels erzählt

Im Westfalenverlag Dortmund erschien soeben: „Der Hüttenkieger, Heiteres und Übermütiges von Kumpeln für Kumpels erzählt“, von A. Berndsen — J. Hoischen — I. Potthoff. Das Buch ist eine Fortführung der vor einem Jahr erschienenen Sammlung „Der lachende Kumpel“. Im Vorwort heißt es:

„Mensch, weißt du noch?“ so hörten wir immer wieder, wenn wir zusammensaßen im frohen Kreise alter Kumpel — und hierzu gehören nicht nur die Männer „am Stoß“ unter Tage, sondern auch die am Ofen und an der Walze, also gleichermaßen die Berg- und die Hüttenmänner. „Mensch, weißt du noch?“ ... Und dann ging es los von dem, wie es damals war ... So eine Hütte — die das Erz verhüttet, in der Stahl erzeugt und verarbeitet wird — hat schon ihr besonderes

Klima. Sie hatte es wenigstens damals, als der Mensch noch nicht so sehr von der Maschine überspielt war. Es gab noch das Klima rauher Kameradschaft, die immer mehr zu schwinden scheint. Und in dieser Umgebung haben zwei der Herausgeber jahrelang als Arbeiter gestanden, der eine im Blockwalzwerk, der andere im Blechwalzwerk einer Hütte.

Ja, damals! Damals war alles noch ganz anders. Da war die „Maloche“ hart, da brauchte jeder Hüttenmann mächtig viel „Knochenschmalz“, da war das Schaffen noch nicht so stark technisiert. Da verlebte jeder fast sein ganzes waches Leben auf der Hütte, denn die Arbeitszeit war zehn und zwölf Stunden ausschließlich der zwei Stunden Essenszeit, die nur die wenigsten außerhalb der Werksgrenzen verbringen konnten. In den Pausen

aber gab es als Ausgleich jene Streiche und Sticheleien und Neckereien, die gutmütig gemeint waren, die sich aber so rauh anhörten und anließen — rauh wie die Arbeit und wie die Hände derer, die da arbeiteten. In diesen Pausen entstanden auch die meisten der Döhnkes, von denen wir erzählen wollen.

Bald wird die Technik die Handarbeit weitgehend ausgeschaltet haben; mit ihr wird die bisherige Zusammenarbeit der Schaffenden — die Kameradschaft am Strang, beim Blechziehen und bei allen Verrichtungen, bei denen der einzelne auf das gleichzeitige und gleichmäßige Anpacken der anderen angewiesen war — aufhören; mit ihr werden die Arbeiter, die Kumpel — die dieselbe Arbeit verrichteten und dasselbe Brot (cum panis = Kumpan = Kumpel) aßen — sich fremder und ferner. Ein Beispiel: An der Stelle der Westfalenhütte, an der bis vor wenigen Monaten im Blechwalzwerk I/II fast 500 Kumpel arbeiteten und etwa 15 000 Tonnen Bleche leisteten, steht heute eine Halbzeugstraße, in der man kaum einen Arbeiter — der längst kein Handarbeiter mehr ist — sieht, deren mächtige Walzen aber 100 000 Tonnen Halbzeug monatlich leisten können.

Das Bild des Kumpels, seine Umwelt, sein Leben steht im Umbruch. Heute ist nur noch bei den Alten die Erinnerung an das, „wie es damals war“. Damit diese Erinnerung nicht erlöscht, darum begannen wir, in die Hütte zu gucken — zu kiesen, wie man im Platt spricht.

Ende 1954 hatten wir in unserem Büchlein „Der lachende Kumpel“ Döhnkes aus dem „Damals“ zusammengestellt. Wir wünschten den Lesern am Schlusse ein „Auf Wiedersehen!“ Nun, die herzliche Aufnahme, die das Büchlein nicht nur bei den „Betroffenen“, den Kumpels selbst, sondern auch in der breiteren Öffentlichkeit fand, hat uns das „Wiedersehen“ ermöglicht.

So legen wir mit dem „Hüttenkieger“ eine neue Sammlung vor. Die Döhnkes und Witze stammen wieder aus den Betrieben selbst. Die Einsendungen, die wir erhielten, gingen uns — soweit wir nicht eigenes Erleben verarbeitet — ausnahmslos von Mitarbeitern zu, die auf der Westfalenhütte oder der Zeche Kaiserstuhl arbeiteten oder noch arbeiten.

Die Zeichnungen fertigte Heinz Kalisch, der selbst als Arbeiter in der Westfalenhütte steht. Ein Hüttenfremder hätte sicherlich nicht diesen Strich finden können.

Es mindert den Wert der Einsendungen nicht, daß sie fast restlos erst ausgewertet und umgestaltet werden mußten, daß von ihnen vielleicht nur eine Redewendung oder ein Wortspiel zu verwerten war. Hütten- und Püttmänner, so meinten wir, sind keine Schriftsteller. Sie haben eine harte Hand, sie sprechen eine rauhe Sprache — aber sie haben ein goldenes Herz, und das auf dem richtigen Fleck. Und ihre Späße wollen nie verletzen. Das ist entscheidend.

So hoffen wir, daß „Der Hüttenkieger“ dieselbe freundliche Aufnahme findet wie „Der lachende Kumpel“.

Sie lesen unsere „Westfalenhütte“



Im Postzeitungsdienst mit dem
Rollwagen zur Adrema
(Adressen-Maschine)

Im nächsten Monat beginnt unsere Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ ihren achten Jahrgang. Sie war die erste deutsche Werkzeitschrift, die nach dem Krieg herausgegeben wurde. Sie war auch die erste Werkzeitschrift, die innerhalb der Eisen- und Stahlindustrie als echte Werkzeitschrift erschien. Denn die Zeitschrift „Hütte und Schacht“, die bis 1945 für Betriebe von Eisen, Stahl und Kohle herausgegeben wurde, war eine überbetriebliche Zeitschrift, die im Anfang für 86 und später für rund 100 Betriebe gemacht und deren „lokaler Teil“ jeweils ausgewechselt wurde; sie wurde damals herausgegeben von der „Gesellschaft für Arbeitspädagogik“ in Düsseldorf.

Aus einem bescheidenen „Mitteilungsblatt“ entwickelte sich unsere „Westfalenhütte“ zu einer Zeitschrift, die — das dürfen wir bei aller Zurückhaltung sagen — stark beachtet wird und weit über die engen Werksgrenzen und den unmittelbaren Kreis unserer Mitarbeiter hinausgeht. Sie erscheint z. Z. in einer Auflage von 17 000 Exemplaren.

13 500 Exemplare werden unseren Mitarbeitern, zu denen die Pensionäre und Rentner gehören, durch den Postzeitungsdienst zugestellt. Diese Zahl erscheint deshalb so klein, weil an Familien, in denen mehrere Mitglieder Mitarbeiter unseres Werkes sind, nur ein Exemplar ausgeliefert wird.

1831 Geschäftsfreunde — auch Mitarbeiter von Unternehmen der Hoesch Werke AG — erhalten unsere Zeitschrift. Gerade auch die Freunde unseres Hauses wollen und sollen wissen, was in dem Werk, mit dem sie oft seit Jahrzehnten in enger Verbindung stehen, sich ereignet.

519 Exemplare werden von Persönlichkeiten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens und von Zeitungen, Zeitschriften und Nachrichtendiensten bezogen.

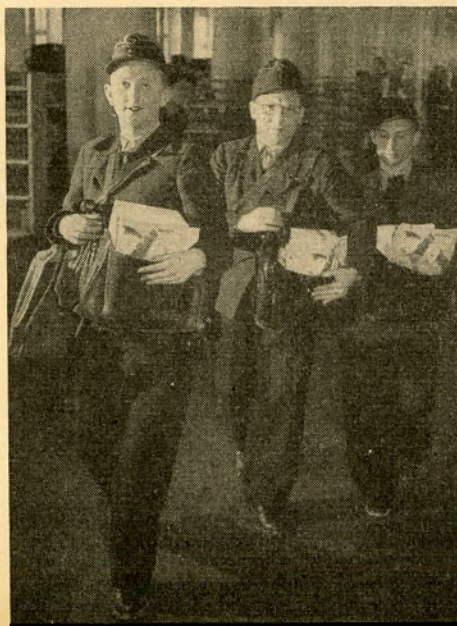
428 Exemplare werden an Ministerien, Verbände, Institute, Universitäten, Schulen versandt.

136 Exemplare gehen an ausländische Geschäftsfreunde, Institute, Redaktionen in folgenden Ländern: Schweden, Dänemark, den Niederlanden, Luxemburg, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Österreich, Italien, Jugoslawien, der Türkei, England, Amerika, Kanada. 500 Exemplare werden den Besuchern unserer Hütte aus dem In- und Ausland überreicht.

So ist unsere „Westfalenhütte“ nicht nur eine „interne“ Zeitschrift des Werkes und seiner Mitarbeiterschaft — sie ist gleichzeitig ein Spiegel, in dem die breite Öffentlichkeit das Schaffen und Wollen unseres Werkes und seiner Mitarbeiterschaft erkennen und ablesen kann.



An Hand der Bezieher-
Adrema wird die
Anschrift aufgedruckt



Schwerbepackt mit unser
„Westfalenhütte“ gehen
Postboten in ihre Bezirke



Horst Wilhelm, 1. Mann am Hochofen VI, wird Weihnachten an seinem Ofen stehen



Unser „Mädchen für alles“, die Werkfeuerwehr, ist auch Weihnachten auf dem Posten. Wir hoffen sehr, daß am Tage der Freude Oberfeuerwehrmann Ernst Schröder keinen Einsatz zu haben braucht, auch nicht mit dem Krankenwagen

WEIHNACHTEN IM WERK



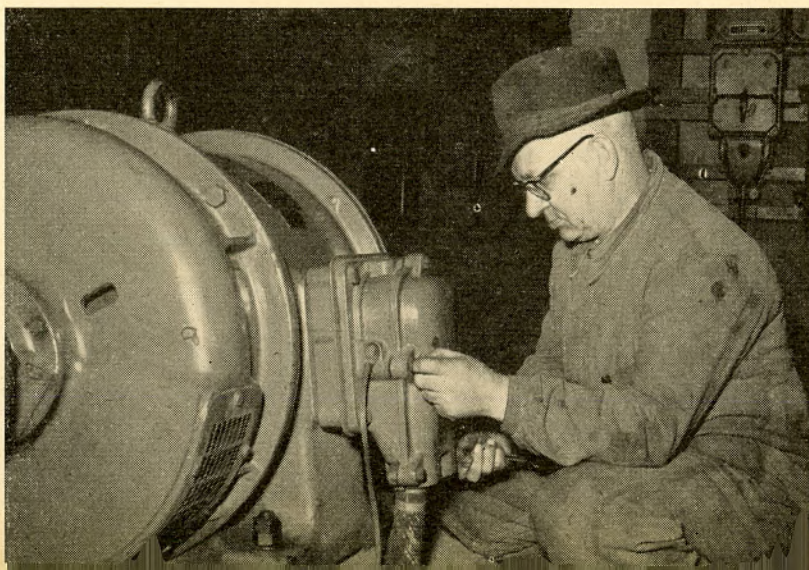
Am Eingang 1 wird Caspar Spenner auf dem Posten sein

Welcher Gegensatz: hier das Fest des Friedens, der Freude, der Liebe, des Schenkens und Beschenktwerdens, umrahmt von dem warmen Schimmer der Kerzen, umwoben von Tannenduft — dort das Werk, Stätte harter Arbeit und unablässigen Einsatzes, gigantische Maschinen in ragenden Hallen, Lodern und Glühen, und immer wieder Maschinen. Sicherlich liegt Weihnachten die Hütte „still“. Aber sie atmet. Sicherlich ist das Feuer in den Ofen gedämmt. Aber es glüht weiter. Es verlangt Bändigung und Wartung.

Und so ist es in fast allen Betrieben: Die Anlagen und Maschinen bedürfen ihrer Pflege und Beobachtung. Deshalb steht in allen diesen Betrieben eine Notbelegschaft, die möglichst klein gehalten ist. Sie steht Tag und Nacht. Sie steht auf Posten wie der Werkschutzmann, auf dessen Wachsamkeit die Sicherheit des Werkes beruht, wie der Feuerwehrmann, der immer auf dem Sprung ist, jede Gefahr zu bannen, wie die Telefonistin, die die Verbindung zur Umwelt hält. Ein Dichter könnte erzählen, wie die Gedanken der Männer über die Werksmauern nach Hause schweben; wie sie ihr Jüngstes sehen, das mit glänzenden Augen in den brennenden Lichterbaum schaut, wie die kleinen Händchen jetzt gerade die neue Puppe aufnehmen... wie der Peter die Eisenbahn findet... wie die Kinder mit der Mutti jubelnde Lieder singen... wie die Mutter jetzt zu den Kindern sagt: „Der arme Vati kann jetzt nicht bei uns sein...!“ Ach ja, ein Dichter könnte schwelgen in seinen Schilderungen.

Die Wirklichkeit ist nüchterner. Die Männer hier tun ihre Pflicht. Das ist alles. Sie beobachten die Feuer. Sie pflegen die Maschinen. Sie führen dringende Reparaturen aus. Sie stehen auf Wache — auch in der Telefonzentrale. Sie alle haben ihre Arbeit. Bei ihrer Arbeit sind ihre Gedanken.

Es ist keine Freude, an einem Freudentag zu arbeiten. Wir, die wir daheim unter dem Lichterbaum sitzen, sollten denen, die auch für uns auf dem Posten sind, einen stillen Gruß senden.



Dringende Reparaturarbeiten müssen durchgeführt werden. Heinrich Ottensmeyer wird beispielsweise Weihnachten Motoren auswechseln

Das Licht lebt alle Zeit



Nacht des Winters, Nacht der Wende!
Allem Dunkel ist ein Ende,
Allem Leid ein Ziel gesetzt.
Über hohen Waldebäumen
Leuchten Sterne, Kinder träumen,
Daß kein Unheil sie verletzt.

Nacht des Winters, helle Feuer
Leuchten dir, daß bald ein neuer
Heller Morgen uns erfreut.
Hinter kaltem Winterschweigen
Wird das Frühlingelicht aufsteigen,
Denn das Licht lebt alle Zeit!

HANS BAHR



Advent

Evangelium 174 (10. 1. 2. Advent) Ich bin der arme, und mich
begegnen dir, o aller Welt, der
131 **W**ie soll ich dich empfangen und mich
besuchen dir, o aller Welt, der
langen, o meiner Seele hier? Du bist, ich
mir selbst die Reichteit, damit, was dich trübt,
mir fund und heile sei. Mein Herz soll dir ermun-
den, o mein Herz, die Pfaffen und arme
meinen Lob und Preis, und deinem Namen
so gut es kann und mag.

3. Was hast du unterlassen, du meinem Trost
und Freude, als mir das Reich genommen, da
größen Leid, als mir das Reich genommen, da
kommen und Freude lachst, da bist du, mein Heil,
4. Ich sag in schweren Stunden, du kommst und
machst mich los; Ich hab dich groß und dich mich
in ihren sanften Pfaden, und großer
141

Schmerz sollte
nicht selig sein;
merken durchleucht
der Herzen, abblutet
und mein Hoffen, mein
mit die Heimat offen und
Christen Christi
141

3. **W**ie soll ich dich empfangen und mich
besuchen dir, o aller Welt, der
langen, o meiner Seele hier? Du bist, ich
mir selbst die Reichteit, damit, was dich trübt,
mir fund und heile sei. Mein Herz soll dir ermun-
den, o mein Herz, die Pfaffen und arme
meinen Lob und Preis, und deinem Namen
so gut es kann und mag.

Als Clown und Komiker der Herzensgüte hieß er Grock, doch als Kind seiner Eltern hatte er den Namen Adrien Wettach, geboren in Reconvilier in der Schweiz. Vor zwanzig Jahren erzählte er mir die Geschichte vom schönsten Weihnachtsbaum seines Lebens: Die Wettachs waren arm, also konnten sich die Eltern Adriens keinen Christbaum leisten wie die reichen Bauern in den Tälern ringsum. Adrien war damals sieben Jahre alt, seine Schwester Jeanne zählte sechs Jahre, und die Plage der Kinder war groß: Genau anderthalb Franken sollte eine kleine Tanne kosten — woher haben und woher nehmen?

Da schlich Adrien, das Schwesterchen an der Hand, eines Morgens noch vor Sonnenaufgang aus dem Hause, sehr heimlich und ganz ohne Geräusch. Weit fort wollten die Kinder, sie trappelten wie Hänsel und Gretel durch den Schnee einem Walde zu, der verborgen genug schien: Dort wuchsen die Weihnachtsbäume zu Hunderten und Tausenden; würde es also den Kopf und den guten Namen kosten, wenn man einen von ihnen mauste, einen ganz kleinen und bescheidenen nur? —

Unterwegs verlor Jeanne einen Schuh. Und weil der Schnee tief war, fand man den Schuh nicht wieder. Da mußte Jeanne humpeln, stundenlang sogar, bis die Füße blutig waren und, als das Licht des Tages kam, eine rote Spur hinterließen.

Endlich zog Adrien das Küchenmesser seiner Mutter aus der Tasche, schnitt ein Bäumchen über der Wurzel ab und hatte viel Herzklopfen: Zum erstenmal tat er etwas, was er von Rechts und der Zehn Gebote wegen nicht durfte.

Grock meinte nebenher: Ach hätten doch alle Menschen in derlei Fällen soviel Herzklopfen und Kopfweh wie weiland Jeanne und ich im Walde bei Reconvilier!

Gegen Mittag traten die Kinder den Heimweg an. Und wie schwer, wie sauer, wie schmerzhaft geschah jeder Schritt. Jeannes Füße waren so wund, daß sie nimmer konnten. Also hatte

Adrien nicht nur den Baum zu schleppen, sondern auch die jammernde Schwester. Und jeder Busch, jeder Bach, jede Schneeflocke schien zu flüstern: Wißt ihr, was ihr seid? Diebe seid ihr, richtige Diebe! Daheim war unterdessen viel Aufruhr und Schrecken im Dorf: Wettachs Kinder sind verschwunden, so hieß es, wo mögen Wettachs arme Kinder sein? Da ging man dutzendfältig auf die mühevolle Suche.

Die beiden Geschwister waren zu bange, am hellen Tag ins Dorf zu trappeln; denn Angst hatten sie, als Diebe womöglich gefaßt und eingesperrt zu werden. Also warteten sie die Dunkelheit ab, und als sie dann zu den Eltern kamen, war die Freude groß. Nein, niemand zürnte um die „verschaffte“ Tanne, im Gegenteil, die Nachbarn brachten Kerzen, etwas Watte und einige Zückerlis, daß man den Baum auch putzen sollte. Ja, und Jeanne bekam einen neuen Schuh.

Sehen Sie, sagte Grock zu mir, sehen Sie, diese Tanne war der schönste Weihnachtsbaum meines Lebens. Weil er soviel Angst und Not und Schmerzen gekostet hatte. Und weil diejenigen Menschen, deren Strenge wir zuerst gefürchtet hatten, hernach so gut waren mit uns und so versöhnlich. Wäre das doch immer so im Leben!

Aber das ist ja nit möööglich...!





Wie der erste Rauschgoldengel entstand

Friedl Marggraf

Nürnberg's Rauschgoldengel

Der Rauschgoldengel von Nürnberg bin ich,
Den Weihnachtsbäumen zur Krönung
bin ich!

Hoch auf der Spitze schweb ich,
Über Kerzen und Lichtern leb ich.
Ich prange in goldnem Frauenrocke,
Gefaltet, geknittert in glitzerndem Schein:
Der rauscht um mich wie eine Glocke.
Aus alter Zeit stell ich mich ein:
Erasmus Eber, ein Messingbereiter,
Selbstgießer genannt, meinen Stoff erfand.
Nun schweb ich vom Werkstisch der
Heimarbeiter
Alljährlich durch das Weihnachtsland.

Friedrich Schnack



Es nachtete schon, die schmalen Gassen der Stadt Nürnberg lagen still und verlassen da. Nur der „Dockelesmacher“ Hauser war noch unterwegs. Der Schnee fiel in dichten Flocken nieder und löschte die Spuren seiner Tritte sogleich wieder aus, obschon sein Fuß tief einsank, als trüge der Mann eine schwere Last. So gebeugt erschien auch seine Gestalt, so unfrei jeder seiner Atemzüge.

Die Bürde, die dem Puppenmacher zuweilen ein kaum unterdrücktes Stöhnen abpreßte, ruhte zwar nicht sichtbar auf seinen Schultern, aber sie lastete ungleich schwerer auf seinem Herzen: ihm war sein einziges Kind gestorben, sein Töchterlein, von dem die alte Base Sanna gesagt hatte, es sei so engelhaft schön, daß der Herrgott es ganz gewiß einmal vor der Zeit zu sich nehmen würde. Nun hatte sich der Aberglaube der Alten erfüllt, und in dem Haus, wo vordem frohes Werken und helles Kinderlachen gewesen war, herrschte nun Wehmut und Bitternis. Die Frau hatte der Verlust besonders hart getroffen, sie, die allzeit Muntere und Zufriedene, welkte dahin vor Kummer, taub für jedes gutgemeinte Trostwort, tränenlos, bar jeder Hoffnung.

Als der Puppenmacher seine Stube betrat, fand er sie im Dunkeln sitzen, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf schlafend zurückgeneigt. Erschöpfung mochte sie nach vielen schlummerlosen Nächten überwältigt haben. Der Mann betrachtete sie voll Erbarmen. Vor ihr auf dem Tisch lagen allerhand bunte Stoffreste verstreut und etliches Rauschgold, wie es die Goldschläger im benachbarten Schwabach herzustellen pflegten. Sie hatten ihrem Töchterchen davon zum Christfest eine besonders prächtige Docke machen wollen — und nun fiel der erste Schnee auf sein kleines Grab.

Der Puppenmacher griff wie träumend nach dem knisternden Rauschgold, und während er es in Händen hielt, stand das liebliche, pausbäckige Gesichtchen seiner kleinen Tochter leibhaftig vor ihm auf.

Behutsamen Schrittes, um die Schlafende nicht zu wecken, ging er hinüber in seine Werkstatt und entzündete die Lampe.

Wie, wenn er nun versuchte, ein Püppchen zu gestalten, das seinem verstorbenen Kind recht ähnlich und wie ein Englein angetan war — ob das seine Frau nicht ein klein wenig trösten, die Starrheit ihres Schmerzes endlich lindern könnte? Mit eifrigen, geschickten Händen machte er sich, ganz erfüllt von diesem Gedanken, sogleich ans Werk. Die halbe Nacht rumorte er in seinem Arbeitsraum, dann hatte er es geschafft: ein engelgleiches Wesen mit feingefalteter Schürze und einem Krönlein über dem lieblichen Kindergesicht lag vor ihm auf dem Tisch. Wie eine Kostbarkeit trug er es hinüber zu seiner Frau.

Er weckte sie sanft, legte ihr das goldene Püppchen in den Arm: „Schau einmal, Liebste, was ich für dich gemacht habe!“ Sie taumelte schlaftrunken empor, sah mit großen Augen auf den Rauschgoldengel und lehnte sich in bitterlichem Aufschluchzen an des Mannes Schulter. Doch ließ sie, auch während er sie tröstend umfing, das Püppchen nicht fahren, drückte es vielmehr mit unendlicher Zärtlichkeit an sich und murmelte beglückt: „Ja, so hat's ausgesehen, ganz so!“

In dem Puppenmacher Hauser aber erwachte mit dem hellen Tag der gesunde Geschäftsgeist. Wenn er nun versuchte, solche Püppchen auf dem Weihnachtsmarkt feilzubieten? Sicherlich gefiel das Neue den Leuten und fand guten Absatz! Seine Hoffnung sollte ihn nicht betrügen: schon im folgenden Jahr mußte er sich zwei Gesellen zur Hilfe einstellen, so groß war die Nachfrage nach seinen Rauschgoldengeln. Und bald wanderten sie zu Hunderten aus seiner Werkstatt in alle deutschen Gaue.

Rund dreihundert Jahre sind seither vergangen, die Welt hat ihr Gesicht sehr verändert. Das der kleinen Nürnberger Rauschgoldengel aber ist das nämliche geblieben bis auf den heutigen Tag, und es ist, indem es vom Weihnachtsbaum niederlächelnd Friede und Seligkeit in abertausend Herzen trug, wohl zum schönsten Denkmal geworden für das frühverstorbene Kind des Puppenmachers Hauser.

Zwölftausend und ein Tannenzweig

Es war am Weihnachtsmorgen von 1945. In einem Camp verlangten wohl 12 000 Deutsche nach der Botschaft des Friedens. Doch sie kam nicht. Noch strudelte die Zeit, noch stand kein Sinn gegen den Widersinn auf, und alle Finsternis harnte eines Lichtes.

Die Gefangenen wußten nicht, was der Himmel kundtun wollte, da er die zahllosen Hecken aus Stacheldraht mit einem Rauhref überzog, der die Dornen verzauberte, als wollten sie zu Zweigen von Christbäumen werden, geputzt und verklärt. Die einen schmerzte das schimmernde Bild. Die anderen ließ es innehalten voll Andacht und heimlicher Freude.

In den Baracken und Nissenhütten brannten keine Öfen. Man hatte sie vergessen. Die Gefangenen stampften umher, in Schlafdecken gewickelt, die Hände in Strümpfen, in den Holzpantinen viel Stroh oder Papier.

Da erschien ein Posten außerhalb des Drahtzaunes, ein Brite mit Maschinengewehr und Stahlhelm. Er blickte sich um nach rechts und nach links. Dann griff er in die Tasche und warf ein Päckchen Zigaretten ins Lager. Schweigend tat er das. Die wahre Barmherzigkeit verträgt keine Worte.

Ein Mensch der Güte also. Vielleicht ein Kamerad. Und jene, die sein Almosen empfangen, ein Dutzend von 12 000 Zertrümmerten, riefen ihn an: „Kannst du einen Baum besorgen? Einen Tannenbaum, Tommy? —“

Der Fremde verstand nichts. Doch deutete er mit der linken Handfläche und dem rechten Zeigefinger die Geste des Schreibens an. Oder des Zeichnens. Und also ritzte man ihm mit einem Nagel die Konturen eines Tannenbaumes in ein Stück Schiefer. Es gab noch kein Papier und erst recht keinen Bleistift.

Solche Malerei begriff der Soldat. Zumal die Gefangenen nach der Ferne hin zeigten, wo ein kleiner Nadelforst lag. Und der Pistolenträger flüsterte mit Vorsicht: „To-day in the evening!“

Heute abend also? Es würde unfassbar sein, eine Phantasie und eine Unglaublichkeit.

Doch der Brite hielt Wort: Lange nach dem Zapfenstreich schob er das Bäumchen zwischen den Drähten her. Und die Prisoners duckten sich unter die Garben

der Scheinwerfer, indes sie die Spende herüberholten ins Revier ihrer Verlassenheit.

Da stand nun das grüne Wunder in der Baracke, eingepflockt ins Loch eines Schemels. Von den Zweigen schmolz der Reif, man schnupperte an den Ästen und sog die Wonne des Waldes. Es war etwas zu Gast gekommen, was viel Unsagbares bescherte. Die einen nannten es Erinnerung. Die anderen Frieden. Die dritten sogar Gnade.

Gleichviel, der Morgen kam und mit ihm das Licht des Tages. Da pilgerten Tausende zu der einen Baracke hin. Sie zogen in Gruppen und Kolonnen, sie kamen auch einzeln oder zu dritt. Als müßte eine Wallfahrt getan werden. Oder als wäre ein Mirakel zu erleben in der eisigen Grotte aus Balken und Brettern.

Und die Fragen wollten nicht verstummen: Wie kommt ihr an den Baum? Seid ihr über den Draht geklettert in der Nacht? Wurde nicht geschossen?

Man verriet nichts. Wohl gab man dem Bitten und Betteln der Zahllosen nach: Einen Zweig nur für unsere Hütte. Bitte, ein Ästchen bloß, wenn es noch so gering ist . . .

So wurde das Bäumchen zerrupft und verteilt, bis nur ein leerer Stamm noch übrigblieb. Da sah es kaum reicher aus als einer von den zwölftausend, ja, es schien ein Sinnbild des Vaterlandes geworden. Dennoch litt es derlei Plünderung, als brächte es sein Opfer gern.

Über hundert Baracken zählte das Lager, doch in jedem Gehäus prangte, an einem Faden baumelnd, das winzige Zeichen des Friedens. Es versammelte tagelang seine Gemeinden, und aus den zerdrückten Kehlen stieg das erste Lied seit Wochen und Monaten: Es ist ein Reis entsprungen . . .

Der Kommandeur erfuhr von den Vorgängen. Er schritt nicht ein, bewahre. Aber er und seine Adjutanten schüttelten den Kopf: Diese Germans gaben Rätsel auf. Immer neue und andere. Was hatten sie bloß von solch einem Zweig — —? Bald wurden Öfen ausgegeben und Pelrinen, auch etwas Tabak und einige Bleistifte. Und auf den Wachtürmen piffen die Posten wochenlang neue Melodien. Es waren jene, die sie kürzlich gehört hatten. Von den Gefangenen, die man so bewachen mußte . . .

H. St.



Die guten Willens sind . . .

Ein Chor von Glocken schwingt hernieder:
Es weht des Himmels kühler Wind:
Die Gottheit offenbart sich wieder
Denen, die guten Willens sind.

Zwölf Monde neigen sich zerronnen,
Der alte Tisch ist weiß und glatt:
Jedweder zählt, was er gewonnen,
und auch, was er verlor hat.

O Andacht, falte uns die Hände,
Kein Schatten löscht das Leuchten aus,
Das jung als der Gekittene Spende
Die Hoffnung spinnt um Haupt und Haus.

Denn wo ein Altes ging zur Rüste,
Harrt schon die Knospe unterm Schnee:
O daß ein Herz desgleichen wüßte
Vom Glücke nach des Leides Weh.

O klinge, schwinge, alte Welle
Dich heim mit dieser Zaubernacht;
Schon morgen hat in jeder Zelle
Ein Gott das neue Licht entfacht.

Seid stumm und horcht: Der Kinder Lieder
Hebt himmelwärts ein frommer Wind.
Die Gnade offenbart sich wieder
Denen, die guten Willens sind . . .!

Helmut Stegeme

Der verlorene Sohn

Die Frage, welches Weihnachtsfest ihm in liebster Erinnerung geblieben sei, beantwortete mir Emil Jannings, es war im Dezember 1930, mit folgender Geschichte, die ich preisgeben darf: Als Bursch von 17 Jahren war der störrische Emil von Hause ausgekniffen. Niemand wußte, wohin. Die Mutter weinte, den Vater erregte ein Zorn, ganz Görlitz war aufgebracht, denn die Suchmeldung stand in den Blättern. Wieviel Hoffnungen hatte man auf den Jungen gesetzt, wieviel Geld schon vergeudet für ihn, der entweder reisender Kaufmann werden sollte oder Ingenieur; jedenfalls etwas Gediegenes und Solides. Und jetzt? Eines Abends kam der Gemischtwarenhändler Dornbusch ins Haus der Familie Emil Jannings und meldete: Der Bengel ist in London, stellt es euch vor! Er möchte Seemann werden. Das Wasser hat's ihm angetan. Und er will sofort wiederkommen, wenn man ihm verzeiht. So war das. Wieviel Aufgaben hatte so ein Gemischtwarenhändler zu erfüllen. Er besorgte Zuckerstangen, Nähgarn, Kerzen, Glasperlen und verlorene Söhne; also war er der einzige, zu dem Emil, der Vagabund, das nötige Vertrauen besaß.

Jetzt weinte die Mutter abermals, wenn auch vor Freude. Und der Vater, der den „Zigeuner“ gestern noch totschiessen wollte, fiel dem Gemischtwarenhändler Dornbusch um die Kinnbacken: Mein Emil soll kommen. Mein Emil ist der Beste. Mein Emil kann werden, was er

will, sei es Seemann oder Laternenanzünder! Und Emil kam wieder.

Es war genau am Heiligen Abend des Jahres 1904. Die Stadt Jacob Böhm lag voll Schnee, der kreisrunde Kaisertrutz funkelte wie ein Baumkuchen, und in der Frauenkirche sang das Geläut sein Gloria über die Neiße hin. Kein Wort der Anklage wurde gesprochen, keine Silbe des Vorwurfs. Im Gegenteil: Der Vater hatte den Tisch mit Fichtenzweigen aus den Lausitzer Wäldern geschmückt, die Mutter sott einen Karpfen, man sang die holden Lieder und lobte den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Diese Weihnacht ist dem Künstler die liebste geblieben. Weil er, der verlorene Sohn, das Gleichnis am eigenen Schicksal wunderbar vollzogen fühlte: Keine Anklage, kein Vorwurf, so wurde er der Treueste seinen Eltern. Schon ein Jahr später rüttelte ihn die gnadenlose Faust der Wirklichkeit: Emil war Schauspieler geworden. Auf einer Schmiere im eisigen Riesengebirge. Am Heiligen Abend durfte nicht gespielt werden, und also fiel die Gage aus.

Hungrig, frierend, unsagbar einsam hockten die Fahrenden auf ihren Koffern und Kisten: Der Herr Direktor, dieser Gentleman, hatte sich mitsamt der Kasse aus dem Staub gemacht.

Jannings beschloß seine Erzählung dennoch mit einem Lächeln. Er sprach: Da konnte mir auch der Gemischtwarenhändler Dornbusch nicht mehr helfen!



Hans Bahrs

Die Weihnachtskiste

Die Jungen aus der Vorstadtschule entstammten zumeist ärmeren Familien. Die Eltern waren froh, wenn sie zu Weihnachten einen Kuchen backen und ihren Kindern das Nötigste schenken konnten. Spielsachen waren nur selten unter den Bäumen zu finden. Manchmal ein altes Buch, das sich über die Generationen vererbte, eine Puppe, ein Ball oder etwas Selbstgebasteltes. Aber darin waren sich alle Jungen einig: der Walter, der neu zu ihnen gekommen war, würde nicht einmal einen Weihnachtsbaum haben. Denn er war der Ärmste unter ihnen. Er brauchte aber so notwendig warmes Zeug für den Winter, Stiefel, Strümpfe, eine Mütze, eine Schultasche und so manches mehr. Und darum hatten sie sich bei Werner, ihrem Anführer, an einem der letzten Tage vor Weihnach-

ten versammelt und beratschlagt, wie sie Walter helfen könnten. Sie entschlossen sich, einen gemeinsamen Brief an ihre Eltern zu schreiben. Sie alle wollten ihn dann unterschreiben. Auch ihren Lehrer Carstens wollten sie um seine Unterschrift und Hilfe bitten. Das geschah auch.

Lehrer Carstens war nicht wenig verwundert, als Werner noch am späten Abend mit seiner Schultasche zu ihm kam. Freundlich sagte er: „Morgen haben wir doch Schule!“ Aber er ließ den Jungen dann doch eintreten. In der Wohnstube trug er seinen Plan vor. Er erzählte von der großen Not daheim bei Walter, beschrieb eine ärmliche Laube, in der Frau Wels mit Walter und den beiden kleinen Brüderchen, die noch nicht zur Schule gingen, hauste, be-

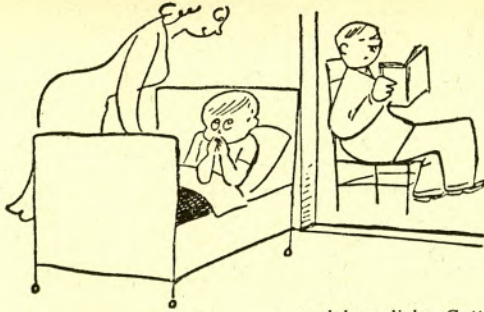
richtete davon, wie die Mutter als Flüchtling von Ort zu Ort geirrt war, bevor sie in die große Stadt kam. Hier lebten noch Verwandte ihres verstorbenen Mannes. Aber die konnten auch nicht helfen. Die Mutter mußte als Waschfrau ihr Geld verdienen. Eine Wohnung hatte man ihr noch nicht gegeben... „Es ist kalt bei Wels. Sie brauchen Feuerung! Wenn wir alle etwas gäben...“ schlug Werner vor. „Schön. Und sonst?“ „Die Jungen müssen etwas zum Anziehen haben, Stiefel, Strümpfe und was man sonst braucht!“ „Hm. Ihr habt ja allerlei vor!“ brummte der Lehrer. Ingeheim freute er sich über den guten Kern seiner Jungen. Werner sagte: „Einen Weihnachtsbaum müßten wir auch hinbringen. Vielleicht können wir den aus der Schule nehmen?“ „Ja.“ Die Frau mischte sich ein: „Man könnte auch etwas backen, Äpfel zusammentragen und Süßigkeiten. Vielleicht auch eine Kleinigkeit für die Frau!“ Werner stimmte begeistert zu. Am Ende verabredeten sie, daß sie das Weihnachtspaket im Lehrerhaus packen wollten. Hier sollten alle Jungen am Morgen vor dem Weihnachtsfest ihre Schätze zusammentragen. Walter merkte nichts. Es kam viel zusammen. Die Eltern rührte der unbeholfene Bittbrief ihrer Kinder. Sie gaben, was sie irgend entbehren konnten, manchmal auch mehr, denn gerade die Ärmsten meinten, sie müßten ein Opfer für die noch Ärmeren bringen. Frau Carstens leitete die Verpackung. Alle Jungen waren erschienen. Der Lehrer schrieb einen herzlichen Brief. Manches Kleidungsstück holte er aus seinem Kleiderschrank für die Familie Wels heraus. Frau Carstens legte Bücher für die Jungen hinein, Obst, Backwerk, etwas für die Küche und einen Geldschein. Schwierigkeiten bereitete nur noch die Wahl der Weihnachtsmänner. Aber



die Jungen einigten sich. Drei von ihnen sollten mit dem Blockwagen des Lehrers die schwere Kiste transportieren, die ihre Liebe barg. Hinzukam der geplünderte Weihnachtsbaum. Kerzen und Kugeln lagen sauberlich verpackt in der Kiste.

Als die Jungen vor der kleinen Laube standen, klopfte ihnen das Herz. Mäntel, Gesichter und der Blockwagen waren weiß von Schnee. Nun mochte niemand mehr an die Tür klopfen und den Spruch hersagen. Endlich faßte sich Werner ein Herz. „Los!“ flüsterte er energisch. Sie hoben die schwere Kiste vom Wagen, stellten sie mit dem Baum zusammen vor die Tür, brachten ihren Blockwagen in Sicherheit, damit sie nicht gesehen werden konnten, eilten dann noch einmal zurück, klopfen an die Tür und

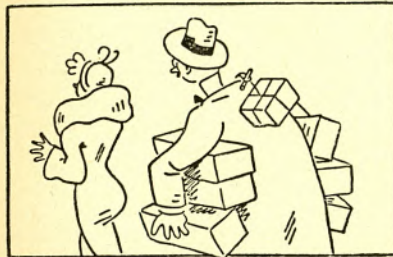
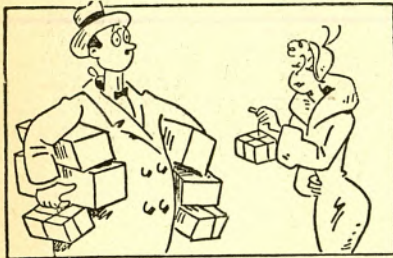
rannten dann in die Deckung der hohen Bäume im Garten. Sie beobachteten, wie Frau Wels die Tür öffnete und einen Schrei der Überraschung ausstieß. „Komm mal, Walter!“ rief sie dann. Die Jungen sahen, wie Walter und die beiden Brüder fassungslos vor der Kiste standen, den Tannenbaum hin und her drehten und dann zögernd ihre Gaben in die Laube zogen. Die Tür schloß sich wieder. Die Jungen entfernten sich zögernd aus ihrem Versteck. Als sie an der Laube vorübergingen, ertönte drinnen heller Jubel. Da kehrten die Weihnachtsmänner still mit ihrem Handwagen heim. Sie sprachen nicht viel von dem Weihnachtserlebnis, aber ihre Gesichter verschönte eine stille, tiefe Freude, die nicht der Worte bedarf, um sich mitzuteilen.



„... und dann, lieber Gott, würde ich mich noch sehr über einen Schlitten freuen!“

„Du brauchst nicht so zu schreiben, der liebe Gott hört dich auf jeden Fall!“

„Ja, aber Vati nicht ...“



Herr und Frau Schröder beim Weihnachtseinkauf

zur Weihnachts- zeit



Rudi bekam eine Säge und einen Fotoapparat zu Weihnachten



„Schau, Mutti — du bist Urgroßmutter geworden!“

Ein Licht entzündet das andere

„In diesem Jahr brauchen wir keinen Weihnachtsbaum zu kaufen“, sagte Prokurist Kruse. „Wird höchste Zeit, daß wir die Tanne im Garten absägen“ — und schritt ans Werk.

Sein Töchterchen sah zu. Von den Zweigen des Baumes tropfte geschmolzener Schnee. „Die Tanne weint ja!“ rief Anke. „Sicher tust du ihr sehr weh, Papi!“

„Einer Tanne tut doch nichts weh, Kind! Sie ist doch kein lebendiger Mensch!“

„Aber sie wächst doch jedes Jahr ein Stück, Papi! Und wird im Frühling grün und kriegt Tannenzapfen!“

Sehr ernsthaft schaute Anke drein. Kruse wurde nachdenklich. Vor zwanzig Jahren hatte er die Tanne gepflanzt, und nun war sie drei Meter hoch. Vielleicht tat man ihr wirklich mit der scharfen Säge weh?

„Gut!“ sagte Kruse. „Wir lassen unsere Tanne stehen und holen uns ein Bäumchen im Blumentopf.“

Eine Stunde später saß Kruse im Büro. Der Chef ließ ihn rufen, weil der alte Buchhalter Reese wieder etwas verbockt hatte. Ungnädig rief er: „Wird höchste Zeit, daß wir ihn absägen!“

Kruse nickte. „Allerdings wird es höchste Zeit, daß wir ihn ab ...“ Er vollendete den Satz nicht, schwieg einen Augenblick und sagte dann langsam: „Aber sicher wird es ihm sehr weh tun —.“

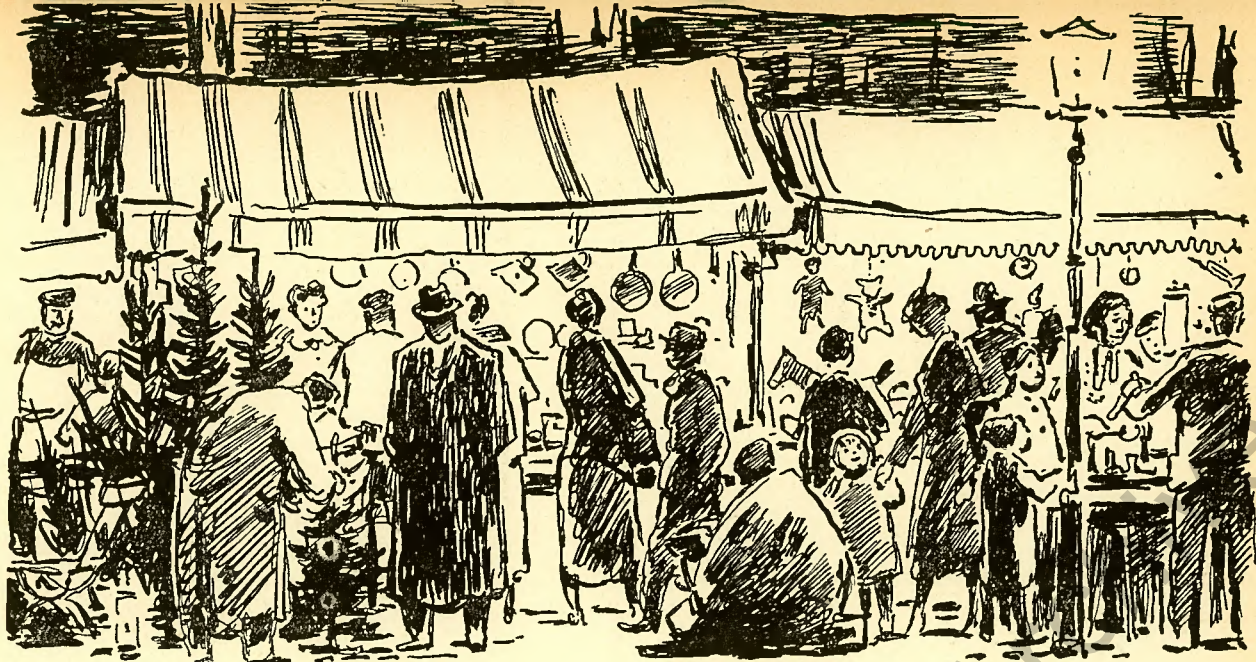
„Nanu! Seit wann ist mein Prokurist denn sentimental!“

„Reese ist doch als Lehrling in die Firma eingetreten und hat all die vielen Jahre nur für seine Firma gelebt — so ungefähr wie eine Tanne im Garten — die immer auf ihrem Platz ist — und doch immer weiterwächst. Und vielleicht ist Reese ja nur so nervös, weil er Angst hat, daß wir ihn absägen könnten —.“

Der Chef schüttelte den Kopf. „Wenn Sie schon wie ein Roman reden, Kruse, dann soll er also von mir aus an seinem Platz bleiben!“

Am Weihnachtsabend erlebte Anke eine herrliche Überraschung. Kruse hatte kein Bäumchen besorgt, sondern sich etwas viel Schöneres ausgedacht. Draußen, im verschneiten Garten, erstrahlte die Tanne unter einer Flut von elektrischen Kerzen. Und von ihren feierlichen Zweigen tropfte in glitzernden Perlen der schmelzende Schnee.

„Sieh nur, Papi!“ rief Anke. „Jetzt weint die Tanne vor Freude!“ Kruse nickte nur. Was gab's da noch zu sagen? Reese hatte ja auch vor Freude geweint, als er ihm das Licht seines Lebens und seiner Arbeit wieder anzündete.



DAS KIND UND DER BETTLER

Dezemberkälte und Vorweihnachtstrubel,
vor taghellen Schaufenstern Kinderjubil.
„Sieh, Mutti, den Kochherd, die Puppe hier,
und diesen Kaufladen wünsch ich mir.
Und dann diesen Wagen...“ Da dringt ein Flehen
ans Ohr der Menschen, die vorübergehen.
„Geben Sie, geben Sie...?“ klagt's in den Wind.
„Und dann will ich noch...“, sagt eben das Kind,
da sieht es den Bettler: „Sieh da, ein Mann,
der hat ja nicht mal einen Mantel an.
Friert der denn nicht?“ „Frag nicht so dumm!“
Doch die Kleine fragt weiter wieso und warum
das Christkind dem Mann keinen Mantel schenkt,
und wieso es nur an die Reichen denkt.
Und dann will es wissen,
warum die Armen betteln müssen.

Die Mutter lenkt ab. „Sieh da, schöne Sachen.“
Aber die Kleine kann plötzlich nicht mehr lachen
und sagt: „Mutti, gib du doch dem Mann
einen Mantel, den Papa nicht mehr brauchen kann.
Weißt du, den, der hinten im Schrank hängt.“
Woran so ein Kind nicht alles denkt,
sinnt die Mutter, als sie es verspricht.
Da ist es ihr plötzlich, als wäre ein Licht
angezündet in den Augen der Kleinen.
Und auch in den Läden und Auslagen scheinen
die Lampen heller im Augenblick,
als spürten auch sie, daß hier das Glück
den Weg in das Herz eines Kindes fand.
Viel tausend stehen am Straßenrand.
Ihre Stimme klagt laut und flehend im Wind:
Denkt an die, die ohne Heimat sind!

Erich Grisar

Karl Heinrich Waggener



„Waren Sie immer gerecht zu allen Angestellten, Herr Direktor, und wie steht's mit dem Kassierer Krause, bekommt er nun seine Gehaltserhöhung oder nicht?“

Der störrische Esel und die süße Distel

Als der heilige Josef im Traum erfuhr, daß er mit seiner Familie vor der Bosheit des Herodes fliehen müsse, in dieser bösen Stunde weckte der Engel auch den Esel im Stall.
„Steh auf!“ sagte er von oben herab, „du darfst die Jungfrau Maria mit dem Herrn nach Ägypten tragen.“ Dem Esel gefiel das gar nicht. Er war kein sehr frommer Esel, sondern eher ein wenig störrisch im Gemüt. „Kannst du das nicht selber besorgen?“ fragte er verdrossen. „Du hast doch Flügel, und ich muß alles auf dem Buckel schleppen! Warum denn gleich nach Ägypten, so himmelweit!“
„Sicher ist sicher!“ sagte der Engel, und das war einer von den Sprüchen, die selbst einem Esel einleuchten müssen.

Als er nun aus dem Stall trottete und zu sehen bekam, welch eine Fracht der heilige Josef für ihn zusammengetragen hatte, das Bettzeug für die Wöchnerin und einen Pack Windeln für das Kind, das Kistchen mit dem Gold der Könige und zwei Säcke mit Weihrauch und Myrrhe, einen Laib Käse und eine Stange Rauchfleisch von den Hirten, den Wasserschlauch und schließlich Maria selbst mit dem Knaben, auch beide wohlgenährt, da fing er gleich an, vor sich hinzumaulen. Es verstand ihn ja niemand außer dem Jesuskind.
„Immer dasselbe“, sagte er, „bei solchen Bettelleuten! Mit nichts sind sie hergekommen, und schon haben sie eine Fuhr für zwei Paar Ochsen beisammen. Ich bin doch kein Heu-

wagen“, sagte der Esel, und so sah er auch wirklich aus, als ihn Josef am Halfter nahm, es waren kaum noch die Hufe zu sehen. Der Esel wölbte den Rücken, um die Last zurechtzuschieben, und dann wagte er einen Schritt, vorsichtig, weil er dachte, daß der Turm über ihm zusammenbrechen müsse, sobald er einen Fuß voransetzte. Aber seltsam, plötzlich fühlte er sich wunderbar leicht auf den Beinen, als ob er selber getragen würde; er tänzelte gerade über Stock und Stein in der Finsternis.

Nicht lange, und es ärgerte ihn auch das wieder. „Will man mir einen Spott antun?“ brummte er. „Bin ich etwa nicht der einzige Esel in Bethlehlem, der vier Gerstensäcke auf einmal tragen kann?“ In seinem Zorne stemmte er plötzlich die Beine in den Sand und ging keinen Schritt mehr von der Stelle. „Wenn er mich jetzt auch noch schlägt“, dachte der Esel erbittert, „dann hat er seinen ganzen Kram im Graben liegen!“ Allein Josef schlug ihn nicht. Er griff unter das Bettzeug und suchte nach

den Ohren des Esels, um ihn dazwischen zu kraulen. „Lauf noch ein wenig“, sagte der heilige Josef sanft, „wir rasten bald!“ Daraufhin seufzte der Esel und setzte sich wieder in Trab. „So einer ist nun ein großer Heiliger“, dachte er, „und weiß nicht einmal, wie man einen Esel antreibt!“

Mittlerweile war es Tag geworden, und die Sonne brannte heiß. Josef fand ein Gesträuch, das dürr und dornig in der Wüste stand, in seinem dürftigen Schatten wollte er Maria ruhen lassen. Er lud ab und schlug Feuer, um eine Suppe zu kochen. Der Esel sah es voll Mißtrauen. Er wartete auf sein eigenes Futter, aber nur, damit er es verschmähen konnte. „Eher fresse ich meinen Schwanz“, murmelte er, „als euer staubiges Heu!“ Es gab jedoch gar kein Heu, nicht einmal ein Maul voll Stroh, der heilige Josef in seiner Sorge um Weib und Kind hatte es rein vergessen. Sofort fiel den Esel ein unbändiger Hunger an. Er ließ seine Eingeweide so laut knurren, daß Josef entsetzt um sich blickte, weil er meinte, ein Löwe säße im Busch.

Inzwischen war auch die Suppe gar geworden, und alle aßen davon, Maria aß und Josef löffelte den Rest hinterher, und auch das Kind trank an der Brust seiner Mutter, und der Esel stand da und hatte kein einziges Hälmchen zu kauen. Es wuchs da überhaupt nichts, nur etliche Disteln im Geröll.

„Gnädiger Herr!“ sagte der Esel erbost und richtete eine lange Rede an das Jesuskind, eine Eselsrede zwar, aber ausgekocht scharfsinnig und ungemein deutlich in allem, worüber die leidende Kreatur vor Gott zu klagen hat. „Iah!“ schrie er am Schluß, das heißt: „So wahr ich ein Esel bin!“

Das Kind hörte alles aufmerksam an. Als der Esel fertig war, beugte es sich herab und brach einen Distelstengel, den bot es ihm an.

„Gut!“ sagte er, bis ins Innerste beleidigt. „So fresse ich eben eine Distel! Aber in deiner Weisheit wirst du voraussehen, was dann geschieht. Die Stacheln werden mir den Bauch zerstechen, so daß ich sterben muß, und dann seht zu, wir ihr nach Ägypten kommt!“

Wütend biß er in das harte Kraut, und sogleich blieb ihm das Maul offenstehen. Denn die Distel schmeckte durchaus nicht, wie er es erwartet hatte, sondern nach süßestem Honigklee, nach würzigstem Gemüse. Niemand kann sich etwas derart Köstliches vorstellen, er wäre denn ein Esel. Für diesmal vergaß der Graue seinen ganzen Groll. Er legte seine langen Ohren andächtig über sich zusammen, was bei einem Esel soviel bedeutet, wie wenn unsereins die Hände faltet.



Die Weihe der Nacht

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was das lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weite strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus unseren Finsternissen
Tritt der Herr, so weiß er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Friedrich Hebbel



Und suchen nach dir und mir ...

Sie zogen durch Weiden und Wälder,
Es neigten sich Blume und Baum,
Wo aber in Haus oder Hütte
War für die Suchenden Raum?

Die Herberge, die sie nun fanden,
Gebär allen Menschen das Heil,
Und Könige kamen und Hirten,
Sie gaben und nahmen ihr Teil.

Noch immer, so morgen wie heute,
Merk auf, wenn es pocht an der Tür:
Es ziehen verlassen die beiden
und suchen nach dir und mir.

HEINZ STEGUWEIT



Ein Weihnachtswunsch ging in Erfüllung



EIN GEFÄHRLICHES SPIEL

Atemlose Spannung im weiten Zirkusrund. Gebannt starren tausend Augenpaare in die Zeltkuppel. Die Sensationsschau der „fliegenden Menschen“ nähert sich ihrem Höhepunkt. Gerade hat sich die tollkühne Springerin im weißen Trikot vom Trapez gelöst. Einen Augenblick lang schwebt sie schwerelos durch den Raum. Ihre Hände scheinen ins Leere zu greifen — bis der Partner sie sicher erfaßt. Rauschender Beifall belohnt das gefährliche Spiel.

Für die Zirkusmenschen ist es mehr als ein Spiel. Für sie ist jeder Auftritt eine Bewährungsprobe menschlicher Zusammenarbeit. Ihr Leben hängt davon ab, daß sie sich in der entscheidenden Sekunde aufeinander verlassen können. Wenn sie die Manege betreten, müssen ihre persönlichen Gefühle vor der Verantwortung gegenüber der Gruppe zurücktreten. Die Artisten am Trapez zei-

gen, was gute Zusammenarbeit ist. Ihr Beispiel gilt auch für den Betrieb. Gute Arbeitsbeziehungen sind überall da wichtig, wo Menschen zusammenarbeiten müssen. Sonst wird die Arbeit sinn- und freudlos. Jeder weiß, daß das unduldsame, rücksichtslose Verhalten eines einzelnen Menschen einer ganzen Arbeitsgruppe das Leben zur Hölle machen kann. Darum sollten wir alle dafür sorgen, daß die menschliche Atmosphäre im Betrieb in Ordnung ist. Wir schaffen es nur durch Selbsterziehung und durch

- gegenseitige Hilfe
- mehr Freundlichkeit
- größere Rücksichtnahme
- Verständnis füreinander

Zusammenarbeit ist lebenswichtig für uns alle!

Alle Jahre wieder

Die letzten Stunden vor dem Fest

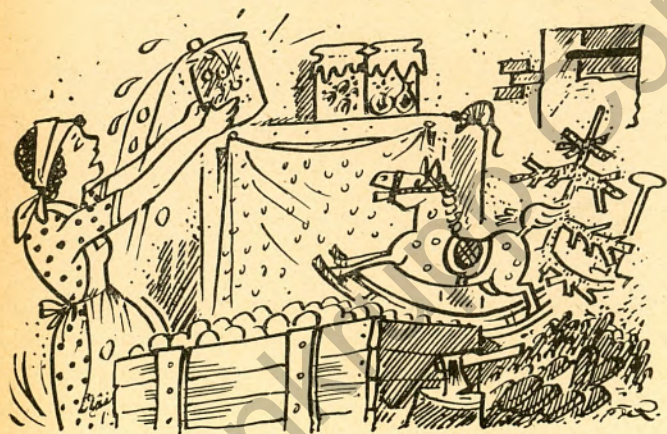
„Ganz bestimmt: in diesem Jahr
Anders wird's, wie's früher war!“
Also hatte schon vor Wochen
Die Mama besorgt gesprochen
Angesichts der Müh' und Plage,
Die bedingt durch Feiertage.
Darauf hatte sie den frommen
Vorsatz fest sich vorgenommen:

Aller Vorbereitung Bürde
Diesmal so erledigt würde,
Daß die Arbeit sei getan,
Käme Heiligabend an.

Also ward es vorgenommen.
Aber seht, wie es gekommen!

Kinder, wie die Zeit vergeht!
Daß die Uhr nicht stillesteht,
Merkt man im Verlauf des Morgens,
Wo im Eifer des Besorgens
Mit der Mutter auch die Kleinen
— Kind und Kegel — auf den Beinen.
Fränzchen muß zum Milchmann laufen.
Lieschen muß Gemüse kaufen,
Erna muß den Flur aufwischen
Und dem Baby Brei auftischen.
Und zu allem Überfluß
Kommt der Gasmann. — Welch Verdruß!

Mittags kommt der Mann nach Haus,
Mittagessen fällt heut aus!



Alle Hände, alle Kraft
Ran, daß man das letzte schafft!
Erstens ist der Baum zu putzen.
Hier zeigt Vater sich von Nutzen.
Wo ist nur der Christbaumhalter?
Fränzchen, Lieschen, Erna, Walter
Krempeln um die ganze Wohnung.
Finden ihn. — Und zur Belohnung
Ihres Eifers sie entdecken,
Was versteckt in finstren Ecken
Und was erst fürs Fest bestimmt,
Was die Mutter sehr verstimmt!

Immer weiter flieht die Zeit,
Mit ihr die Gemütlichkeit.

Heiligabend 6 Uhr 10
Hört man früh den Wecker gehn.
Erst mal soll der Ofen glühen.
Doch der Schornstein will nicht ziehen.
Neues Kleinholz! — Au! Der Daumen!
Halt! Die eingemachten Pflaumen
Für den Kuchen könnt' ich holen!
Bautz! Sie schwimmen auf den Kohlen!
Endlich wieder in der Küche
Merkt die Mutter durch Gerüche,
Daß die Milch stark überrann,
Weil das Feuer doch ging an.

Leider hat die Morgenstunde
Nicht nur eitel Gold im Munde!



Endlich ist der Baum geschmückt.
Nur acht Kugeln sind geknickt
(Weil die Katze mit den Jungen
In den Baum hineingesprungen).
Mutter schließt sich ein im Zimmer,
Füllt die Teller, grübelt immer,
Ob sie von der Weihnachtsgabe
Wirklich nichts vergessen habe.
Wo ist Vaters Fest-Krawatte?
Hatt' ich nicht noch Engelswatte?
Hier die Rollschuh, dort das Buch!
Ist der Schnaps auch gut genug?

Aus der Küche klingt's soeben:
„Morgen, Kinder, wird's was geben!“

Gott, was ist das für ein Schrei?
Fränzchen schmiß den Topf entzwei,
Den das Baby grad begehrte,
Daß 's sich vor dem Fest entleerte.
Kinder heulen ob der Trümmer,
Da stürzt aus dem Badezimmer
Blutbeschmiert der Vater, der
Beim Rasieren hat Malheur.
Mutter schreit das Haus zusammen:
„Helft! Der Baum steht hell in Flammen!“
Weil der Baum wie Zunder brennt,
Bleibt nur noch ein Rudiment.

Horch, wie die Nachbarn schon singen:
„Süßer die Glocken nie klingen!“



Doch, trotz allem, was geschah:
Der Moment ist endlich da,
Wo der holde Weihnachtsfrieden
Der Familie wird beschieden.
Vor der Türe frisch geschniegelt,
Reingewaschen und gestriegelt
Stehn die Kinder, warten drauf,
Daß die Türe geht endlich auf!
Horch, jetzt hat es drinn' geläutet!
Jeder weiß, was das bedeutet,
Eltern — Kinder, alles freut
Sich der schönen Weihnachtszeit!

Hoch vom Kirchturm klingt's hernieder
Fröhlich: „Alle Jahre wieder...!“

STADTWAHRZEICHEN



Zu Wetzlar an dem Dom reitet der Teufel auf der Nonn'

Wenn ehemals ein Handwerksbursche, der nach den Vorschriften seiner Zunft zwei oder drei Jahre Wanderschaft hinter sich gebracht hatte, in die Heimat zurückkam und dort von all den Ländern und Städten erzählte, in die er gekommen war, wurde er von den älteren Gesellen, die all diese Länder und Städte vor ihm gesehen hatten, zunächst einmal nach den Wahrzeichen dieser Orte gefragt. Damit waren nicht jene machtvollen Türme und Bauten gemeint, die man heute als die Wahrzeichen großer Städte ansieht und die selbst dem bekannt sind, der die Grenzen seiner Vaterstadt nie überschritten hat. Wer damals nach den Wahrzeichen einer Stadt gefragt wurde, mußte über Dinge berichten, die im allgemeinen nur kennen konnte, wer wirklich in der Stadt gewesen war, für die sie als Wahrzeichen galt.

So galt als Wahrzeichen Leipzigs unter vielen andern jene Stelle auf dem alten Neumarkt, von welcher man zwischen dem Portale des neuen Paulineums und der Gewandhausecke die Türme der Thomas- und Nikolaikirche zugleich sehen konnte. Im übrigen waren es meist irgendwelche Kuriosa, die als Wahrzeichen einer Stadt galten. So galt der größte und der kleinste Stein als Wahrzeichen Regensburgs. Damit war ein großer Stein gemeint, der in die Donaubrücke eingemauert war. In den großen Stein war von dem Baumeister kunstvoll ein kleiner Stein eingefügt worden, worauf gewöhnlich niemand acht gab. Als weiteres Wahr-

zeichen Regensburgs galt der Steinerne Mann, der auf der Brückenmitte hockt und mit über die Augen gehaltener Hand zu dem Turm hinübersieht, der sich am Donauufer erhebt.

Ebenfalls auf einer Brücke erhebt sich das Wahrzeichen Frankfurts, der sogenannte Brückegickel. Er ist auf der Spitze jenes Kreuzes angebracht, das ehemals den Mainschiffern als Richtzeichen diente. Auch auf der alten Brücke zu Heidelberg befand sich ein weit bekanntes Wahrzeichen. Hier war es ein Affe, unter dem eine Inschrift angebracht war, die man heute noch am Brückentor lesen kann: Was thustu mich hier angaffen?

Hastu nicht gesehn den alten Affen? Zu Heidelberg sich dich hin und her, Da findestu wol meinesgleichen mehr. Am Schönen Brunnen zu Nürnberg befindet sich ein beweglicher Ring, an dem keinerlei Schweißstelle zu erkennen ist. Auch er galt den wandernden Handwerkern als Wahrzeichen, von dem sie Kenntnis nehmen mußten. Oft sind auch alte Rechtsmale zu Wahrzeichen erklärt worden. So galt das Trierer Marktkreuz, das im Jahre 1724 erneuert wurde, als ein solches. Ebenso gilt ein Fenster des Doms zu Tübingen, dessen Maßwerk einen Geräderten zeigt, als Wahrzeichen der Stadt, während man in Münster i. W. die drei Eisenkäfige am Turm der Lambertikirche, in denen man die hingerichteten Wiedertäufer den Vögeln zum Opfer gab, als Wahrzeichen der Stadt ansieht.



Der Steinerne Mann auf der Brücke zu Regensburg

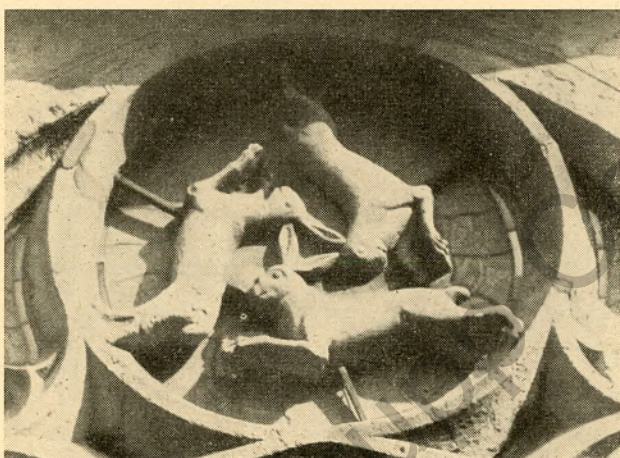
Die beiden Bäckerjungen im Rheintor zu Andernach



Als Wahrzeichen dieser Art ist wohl auch der sogenannte Löwenpudel zu Osnabrück anzusehen, der hier vor dem Dom aufgerichtet ist und wahrscheinlich ein altes Rechtsmal darstellt. Origineller ist das andere Wahrzeichen Osnabrücks, das an einem Hause in der Bierstraße angebracht ist. Es stellt den Teufel dar, wie er eben auf dem Töpfchen sitzt, während seine Großmutter polternd und drohend die Treppe herunterkommt. Ähnlicher Art ist das Wahrzeichen Brüssels, das in der ganzen Welt bekannte Maneken pis, das einen noch im Alter der Unschuld lebenden Knaben darstellt, der unbekümmert sein kleines Bedürfnis verrichtet.

Nicht weniger bekannt ist das Wahrzeichen Wiens, der sogenannte Stock im Eisen. Das ist ein alter Baumstamm, in den seit dem Jahre 1533 jeder nach Wien kommende Schmied einen Nagel einschlagen mußte. Eine andere Sitte, in deren Mittelpunkt ebenfalls ein Baum steht, bestand darin, daß jeder Handwerksbursche, der an einer zwischen Minden und Bückeburg stehenden Eiche vorüber-

*Der Teufel
und seine
Großmutter
in Osnabrück*



*Der Hasen und der
Löffel drei,
und dennoch hat
ein jeder zwei
Das Hasenfenster
im Dom zu
Paderborn*

zu Bretten, der dort am Gesims des Kirchendaches und, in neuerer Zeit errichtet, auf einem Brunnen am Markt zu finden ist. Auch der Herrgott zu Bentheim gehört hierher, als welcher ein altes Steinkreuz, das im Hofe des Schlosses zu Bentheim aufgerichtet ist, bekannt ist.

Man sieht, wer auf all diese Dinge achten mußte, um später über sie berichten zu können, brachte am Ende seiner Reise zwar nicht, wie die Reisenden unserer Tage, einen Paß mit vielen Stempeln, dafür aber einen Sack voll bunter Geschichten mit.

Erich Grisar †

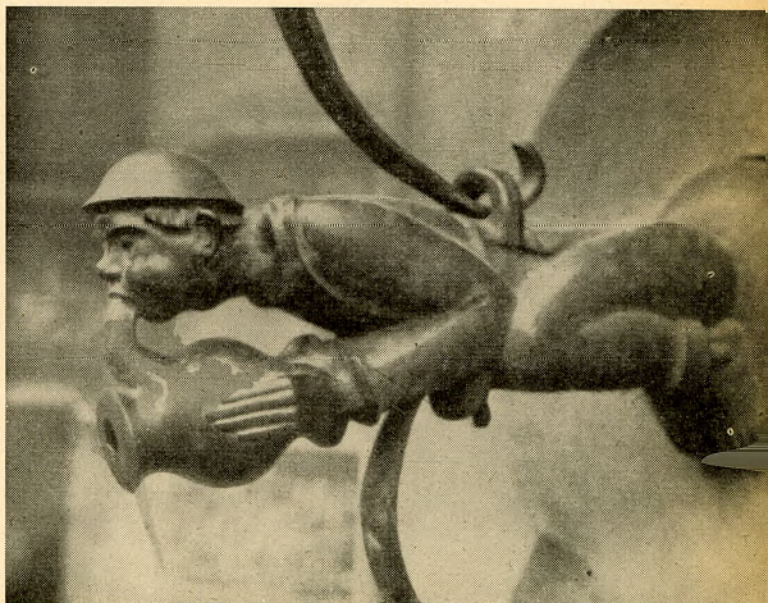
kam, hier sein Hemd ausziehen und es an einen Ast des Baumes hängen mußte, der von der Bevölkerung heute noch Luse-Eiche genannt wird.

Noch manches Wahrzeichen dieser Art wäre zu erwähnen. So galt als Wahrzeichen Wetzlars eine Figurengruppe über dem Eingang des Domes, von der es in einem weit bekannten Spruch heißt: Zu Wetzlar auf dem Dom reitet der Teufel auf der Nonn'.

Ein ähnlicher Spruch geht auf das Hasenfenster am Dom zu Paderborn. Er heißt: Der Hasen und der Löffel drei, und dennoch hat ein jeder zwei. Dieses Rätsel bezieht sich auf eine Darstellung im Kreuzgang des Domes, an dem drei Hasen dargestellt sind, die so angeordnet sind, daß jedes Ohr zwei Hasen zugehörig ist.

Gar manches unter diesen Wahrzeichen ist im Laufe der Zeit geradezu sprichwörtlich geworden. So der Hund

*Die Ochtruper
Nachtigall
als Brunnen-
auslauf*





Zwei Damen der pakistanischen Botschaft am Rhein in Bad Godesberg. In Pakistan haben die Frauen seltsamerweise keinen eigenen Namen, sondern werden nach dem Namen ihres Mannes benannt

SARI UND KIMONO

Auch in Pakistan haben sich die Frauen inzwischen Bereiche erobert, die früher den Männern vorbehalten waren. Frau Saeedullah Khan, die Gattin des Leiters der Handelsabteilung der pakistanischen Botschaft in Bad Godesberg, ist eine passionierte und talentierte Malerin



Bonn, die frühere Kleinstadt par excellence, mausert sich doch allmählich mehr und mehr! Während früher — nicht nur im Karneval — bunte Studentenmützen das Straßenbild farbiger machten, sind es heute Sari, Kimono oder andere fremdartige Gewänder ferner Zonen, die zu Bonn gehören. Die farbenfreudig gekleideten Abgesandten ferner Völker erregen aber im Bundesdorf kaum noch Aufsehen. Ein interessierter Blick einer modebeflissenen Dame auf das Muster des Kimono höchstens, ein flüchtiges Aufschauen, wenn das Kastenzeichen der Inderin auf der Stirn noch auffällt; sonst aber nehmen die Bonner Altbürger, die Geruh-sam-Selbstzufriedenen, diese prächtige Bereicherung ihres Stadtbildes mit etwas linkischer Gelassenheit hin. Als Selbstverständlichkeit erscheint es ihnen fast inzwischen, daß ihr Städtchen am Rhein ein Knotenpunkt der nun Wirklichkeit gewordenen Weltverflechtung der Bundesrepublik werden konnte. So kurzlebig und vergeßlich sind heutzutage die Menschen. Eine der interessantesten Figuren auf diesem Bonner diplomatischen Parkett, das in der Außenpolitik die Welt bedeutet, ist Senora Tejada. Sie ist nicht nur der einzige weibliche Chef einer diplomatischen Mission in Bonn, Senora Tejada hat eine politische Vergangenheit, die einstmals nicht so glatt und verbindlich war wie ihre jetzige Aufgabe als vorläufige Botschafterin Boliviens. Als Mitglied der Movimiento Nacio-



Einst lebte sie in der chinesischen Küstenstadt Tientsin, heute wohnt sie in Bonn und malt in einer Einzimmerwohnung die herrlichsten Porträts, hauchzarte Blumen und zaubert mit dünnen Pinselstrichen auf Rosenthal-Porzellan die anmutigsten Figuren

nalista Revolucionario, die 1948 in Bolivien die Regierung übernommen hat, marschierte sie damals mit dem Käppi auf dem Kopf und dem Revolver am Koppel an der Spitze der MNR-Legionen. Seit über zwei Jahren aber gehört sie dem diplomatischen Dienst an. Ihre erste Station in der Bundesrepublik war das bolivianische Generalkonsulat in Hamburg, dann folgte die Bundesresidenz am Rhein, in der sie nun — übrigens zusammen mit ihrer Tochter — die Farben und Interessen Boliviens vertritt.

Frau Lemnia — aus Bagdad an den Rhein gekommen, die in Godesberg als Gattin eines jungen Diplomaten des Königreiches Irak eine moderne Zweizimmerwohnung zu betreuen hat — könnte bei manchem romantisch veranlagten Zeitgenossen die Erinnerung an „1001 Nacht“ mit vergitterten Haremsfenstern und heißblütigen Scheichs wecken. Lemnia bedeutet nämlich „roter Mund“. Frau Lemnia scheucht aber alle Reminiszenzen an Haremsleben beiseite: „I was never covered“ (ich trug nie einen Schleier), und schon ihre Mutter war modern und keine Anhängerin dieses Schmachattributs der Frauenschönheit mehr, das übrigens nicht der Prophet Mohammed zu tragen gebot, sondern das ein sozialer Brauch war, entstanden aus männlicher Eifersucht.

In Godesberg ist die Zentrale aller in der Bundesrepublik wohnenden Moslems. In der Botschaft von Pakistan

Königinnentanz, ein alter kultischer Tanz der Indonesier. Diese beiden Angehörigen der indonesischen Botschaft führen diesen eindrucksvollen Tanz an einem „Indochinesischen Abend“ in Bonn vor. Mit solchen Veranstaltungen wirbt der junge Staat in der Bundeshauptstadt für sich



Auch die Indische Union, der neue Staat Nehrus, hat in Bonn in der Koblenzer Straße 262 eine Vertretung. Viele Inder studieren in Deutschland und besonders gern in Bonn. Diese beiden Inderinnen, zwei Schwestern, sind ebenfalls an der Bonner Universität immatrikuliert. Die rechte will in Bonn ihren Doktor mit einer Arbeit über Pädagogik „bauen“

in der Rheinallee, deren Halbmondfahne nicht weit von der türkischen Botschaft weht, versammeln sich an hohen moslemischen Feiertagen die Angehörigen jener moslemischen Völker, die in Bonn eine diplomatische Vertretung haben, zum Gottesdienst. Die Frauen der fünf Familien, die zur pakistanischen Botschaft gehören, lassen auch in Deutschland nicht von der Tracht ihrer Heimat. Zum Sari, wohl eins der anmutigsten Kleidungsstücke für Frauen, tragen sie die Bluse oder „choli“, die meist aus weichfallendem Material gewebt ist. Frau Zahoorul Huq, die Gattin des Presseattachés, geht in dieser Tracht auch zum Einkaufen. Besonders prächtig war sie gekleidet, als sie kürzlich der Gattin eines Botschaftsangehörigen einen Gratulationsbesuch zur Geburt eines kleinen Pakistaners machte, der in Godesberg zur Welt gekommen war und der den Namen „Aleman“ erhielt. Eine ganz besondere Verbeugung vor dem deutschen Ansehen bedeutet diese Namensgebung des neuen Erdenbürgers, denn „Aleman“ heißt in Pakistanisch nichts anderes als Deutscher.

Auf dem Bonner Venusberg hat die Vertretung des Landes der aufgehenden Sonne ihren Sitz aufgeschlagen. Es ist dies keine Insel der exotischen Romantik mit Damen im Kimono. Ein Büro, zweckmäßig und modern wie überall in der Welt, in dem rationelle Arbeitsmethoden bekannt sind, präsentiert sich hier. Den seidenen Ki-

mono, farbenprächtig und mit großen Blumenmustern, fand der Chronist im Haus des Stellvertreters des Botschafters, bei Botschaftsrat Akira Sono. Hausfrau und Tochter tragen meist nur bei feierlichen Anlässen dieses Nationalgewand der Japanerinnen. Hausherr und Sohn zeigen sich auch zu Festen in europäischer Kleidung.

Einen neuen, weltenfernen Hauch des Unbekannten haben die Indonesier nach Bonn gebracht. Das 80-Millionen-Volk, obwohl das sechstgrößte der Erde, noch nicht lange im eigenen Staat lebend, bemüht sich in Bonn hauptsächlich um Handelsaustausch. Wenn man durch die Tür in der Drachenfelsstraße 2 hindurchgeht, befindet man sich in der „heißesten“ Botschaft in Bonn. 28 Grad Celsius, so mußte der Chronist feststellen, ist eine Temperatur, bei der sich ein Indonesier noch nicht so richtig wohl fühlt. Ob es das heimatliche Klima macht, jedenfalls scheint dieses Volk das Extreme zu lieben. Selbst beim Essen. Bei Reis und Fleisch mit Nassigoreng, zwei Nahrungsmittel, auf die die Indonesier auch am Rhein nicht verzichten wollen, mußte der europäische Gast zu dieser Meinung kommen. Er fing nämlich an zu weinen, weil das Fleisch mit Nassigoreng gewürzt war. Der indonesische Gastgeber hielt dem weinenden Europäer die Uhr vor die Nase: „Das Gewürz ist gut! Sie weinen nur drei Minuten!“ So war es auch. Wenn Nassigoreng von guter Qualität ist, kann man

nur drei Minuten lang weinen. Doch wie lang können manchmal drei Minuten sein. Allen Neugierigen zur Warnung!

Heinz Ockardt



Der einzige weibliche Missionschef in Bonn ist Senora Lydia Gueller Tejada, die als vorläufige Botschafterin Bolivien in der Bundesrepublik vertritt. Frau Tejada ist in Bolivien über die Politik in die Diplomatie gekommen. Dr. Victor Paz Estenssoro, der bolivianische Präsident, ist, wie Senora Tejada, Mitglied der bolivianischen Regierungspartei, der Movimiento Nacionalista Revolucionario, die 1948 die Regierung übernommen hat



Keine Scheu- sag deine Anregung !

(Wenn Du nicht schreiben willst)

Erfreulich viele Verbesserungsvorschläge werden eingereicht. Die Zahl derer, die Verbesserungen an den Maschinen und Werkzeugen vorschlagen, wird von Monat zu Monat größer.

Viele Kollegen — alte Praktiker, die den Betrieb aus dem Effeff kennen, und neue Mitarbeiter, die nicht, wie leider so viele, „betriebsblind“ sind — haben Bombenideen, die sie leider nicht äußern. Wir können es verstehen: die arbeitsharte Hand greift nur ungern zum Federhalter. Andere Kollegen haben geradezu eine Scheu davor, ihre Gedanken und Ideen zu äußern, sie haben Hemmungen wie ein kleines Mädchen, das ein Gedicht aufsagen soll.

Aber warum denn, Kollegen?! Nehmt doch ein Blatt Papier und schreibt auf, was ihr denkt und wollt. Kein Mensch ist so dumm, daß er auf einen Schreibfehler achtet. Und wenn ihr eure Vorschläge nicht niederschreiben wollt — nun, so rückt doch den Mitgliedern des Ausschusses für das Verbesserungs- und Vorschlagswesen auf die Bude und redet so, wie euch der Schnabel gewachsen ist. Jeder wird euch gern bei der Abfassung und Aufzeichnung eurer Vorschläge helfen.

Hab also keine Scheu, lieber Freund! Sag deine Anregung, wenn du sie nicht schreiben willst!

Aus der Welt der Tiere

Es ist eine Reihe ausgezeichneter Bücher, die der „Kosmos“ — Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart — jedem Naturliebhaber vorlegt.

Da ist „Das große Buch der Tiere“ von Bourlière, das uns die Welt der Säugetiere aller Zonen nahebringt in hervorragender Darstellung und unübertrefflichen Fotografien, und zwar in 100 Tiefdruck-Reproduktionen und 24 Farbfotos. Der Versuch ist vollauf gelungen: „Das Werk erstrebt nicht so sehr eine Vollständigkeit irgendwelcher Art, als vielmehr die möglichst echte Sicht auf das Leben der Tiere, die unser Interesse und unsere Liebe beanspruchen dürfen.

Bestechend in der Schilderung, die wissenschaftlich einwandfrei ist, und in den 158 charakteristischen Fotos, die durch viele Farbtafeln und Textzeichnungen ergänzt sind, ist auch „Das große Buch der Vögel“ von Paul Barruel. Für beide Bücher gilt: erst die heutige Zeit der Fototechnik gab die Möglichkeit, die Tiere so zu belauschen und im Bilde einzufangen. Wer Kostbarkeiten liebt — und bereit ist, hierfür etwas anzulegen —, sollte zu diesen Büchern greifen.

„Alle Vögel meines Gartens“ von Len Howard ist eine liebevolle Beobach-

tung der Vögel, ihrer Gewohnheiten: Balzspiele, Nistgewohnheiten, Rivalitäten, Gebietsstreitigkeiten. Es bietet nicht nur dem Kenner, sondern auch dem „Laien“ viel Wissenswertes.

„Tiere — Tänze — Trommeln“ von Gerald M. Durrel führt uns mit einer Tierfangexpedition in den Regenwald Kameruns. Es ist eine prächtige Schilderung nicht nur des Fangens selbst und der dortigen Tierwelt, sondern es bringt köstliche Schilderungen der Einwohner und humorvolle Spritzigkeiten des Lebens und der Schwierigkeiten „am Rande“.

„Zwischen Strand und Alpen“ von A. und L. Zänkert ist geradezu ein Handbuch für den Naturliebhaber und mit seiner knappen, umfangreichen Schilderung und der Fülle von Illustrationen für den Studierenden eine wertvolle Ergänzung und ein schätzenswerter Ausgleich nüchterner Fachbücher.

„Im Reich des Grönlandfalken“ von Alwin Pedersen schildert in aufgelockerter Form und über 100 Tafelbildern das Leben der Möven und Walrosse, Eisbären und Schneehühner und Wölfe und Begegnungen mit Eskimos. Es sind reizvolle Darstellungen. „Wochenend am Wendekreis“ von Rudolf Mell, der viele Jahre als Forscher und Lehrer in Südchina lebte, führt uns vor allem in den Laitse-Duft-Garten am Rande Kantons mit seiner interessanten Fauna und Flora: Bambushaine und Lotosteiche, Mangobäume und Orchideen, Schildkröten und Papageien, Bäre und Leoparden, Affen, Zibetkatzen und Fasanen — in diese bunte, ferne Welt führt uns Rudolf Mell mit seinen liebevollen Betrachtungen und Schilderungen, Fotos und Illustrationen.

Die Kosmos-Bücher bringen allen viel Freude; aber auch gut dosiertes Wissen.



Unsere Betriebskrankenkasse berichtet

Die Gemeinsame Betriebskrankenkasse der Westfalenhütte AG und der Hoesch AG legte kürzlich ihren sehr umfangreichen Bericht über das letzte Geschäftsjahr vor. Da jeder unserer Mitarbeiter an der Ertragslage und an den Leistungen unserer Betriebskrankenkasse, die ja ihm und seinen Familienangehörigen zugute kommen, höchst interessiert ist, bringen wir nachstehend einen Auszug aus dem Geschäftsbericht:

Wir freuen uns, den Lesern unseres Jahresberichtes mitteilen zu können, daß das Jahr 1954 für uns in jeder Weise befriedigend abgelaufen ist. Wir konnten sowohl auf dem Leistungsgebiet erhebliche Fortschritte machen als auch die Rücklage nicht unwesentlich verstärken.

Im Berichtsjahr konnten wir einen Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben in Höhe von 628 638,57 DM verbuchen, während wir im Vorjahr mit einem Verlust von 171 631,22 DM abgeschnitten hatten. Unsere Reserven waren damals so stark zusammengeschmolzen, daß wir am Ende des Jahres Einschränkungen unserer Leistungen vornehmen mußten. Zurückzuführen waren diese Verluste auf die Grippe-Epidemie 1953 und deren Folgen. In dem Jahre, über das wir jetzt berichten wollen, wurden wir glücklicherweise von solchen Erkrankungen verschont. Der Krankenstand war dadurch erheblich niedriger, und sowohl die Krankengeldzahlungen als auch die übrigen Ausgaben gingen im Zusammenhang damit zurück.

Es war uns infolgedessen möglich, im Laufe des Jahres die herabgesetzten Leistungen beim Zahnersatz, bei Erholungskuren und bei den Zuschlägen zum Krankengeld bei Familienangehörigen wieder auf die alte Höhe zu bringen. Bei den einzelnen Ausgabeposten werden wir hierauf noch zurückkommen.

Unsere Mitgliederzahl war im Berichtsjahr ziemlich konstant. Sie stieg von 15795 um 240 auf 16035 an.

Auf dem Gebiete der Verwaltung und der Rechtsprechung war für uns von besonderer Bedeutung die Verordnung PR — 7/54 über Pflegesätze von Krankenanstalten vom 31. August 1954. Diese Verordnung gestattet es den Krankenhäusern, der Errechnung ihres Verpflegungssatzes ihre nachgewiesenen Selbstkosten zugrunde zu legen, sie gibt aber auch Richtlinien, in welcher Weise diese Selbstkosten zu errechnen sind.

Wichtig war auch das Rentenmehrbetragsgesetz vom 23. November 1954, das den Rentnern in der Invaliden- und Angestelltenversicherung höhere Renten sicherte. Mit dem Gesetz zur Änderung des Sozialgerichtsgesetzes vom 10. August 1954 wurden aufgetauchte Zweifel bei der Anwendung dieses Gesetzes beseitigt.

Eine Anzahl von wichtigen Gesetzen steht noch bevor, beispielsweise das sogenannte Beziehungsgesetz, das die Beziehungen zwischen Ärzten, Zahnärzten und Krankenkassen regeln soll, ebenso das Gesetz über die Verbände der gesetzlichen Krankenkassen und der Ersatzkassen. Von einschneidender Bedeutung ist das Gesetz über die Neuordnung der Krankenversicherung der Rentner, von dem wir hoffen, daß es uns im nächsten Jahr die Möglichkeit geben wird, unsere Rentner, die z. Z. bei der Ortskrankenkasse versichert sind, selbst zu betreuen.

In der Zusammensetzung des Vorstandes hat sich nichts geändert. Ihm gehören folgende Herren an:

Arbeitsdirektor *Berndsen* als Vertreter des Arbeitgebers, *Dr. Sieben* als dessen Stellvertreter, *Schwentke*, *Graf Hövelmann*, *Dombowski*, *Thiesbrummel*, *Bastian*, *Dippel*, *Busse*, *Pleiffer* und *Sander* als Mitglieder des Vorstandes, außerdem mit beratender Stimme der Geschäftsführer *Köhling*. Vorsitzender des Vorstandes ist Herr Arbeitsdirektor *Berndsen*, sein Vertreter Herr *Schwentke*.

Der Vertreterversammlung gehören an:

Als Vorsitzender und Vertreter des Arbeitgebers Herr Arbeitsdirektor *Berndsen*. Er wird als Arbeitgebervertreter von Herrn *Dr. Sieben*, als Vorsitzender der Vertreterversammlung von Herrn *Huf* vertreten. Ferner die Herren *Kuhr*, *Preisling*, *Schmidt*, *Stang*, *Vieth*, *Breker*, *Niggemann*, *Gronwald*, *Fischer*, *Grabe*, *Christ*, *Maibaum*, *Gottlob*, *Beckmerhagen*, *Heinz*, *Nüse*, *Huf*, *Seidler*, *Himmeröder*,

Winkels, *Hückelheim*, *Trömer*, *Gorny*, *Meyer*, *Kowalski*, *Kutschke*, *Ickerott*, *Hutfilker*, *Galda* und *Gross*.

Der Vorstand unserer Betriebskrankenkasse hielt im Berichtsjahr zehn Sitzungen ab. Wir möchten an dieser Stelle nicht die gesamten Berichte über diese Sitzungen wiedergeben, sondern uns auf besondere Punkte beschränken.

In der siebenten Sitzung des Vorstandes, die am 19. Januar 1954 stattfand, wurden die Vorschläge für die Bildung der Widerspruchsstelle ausgearbeitet, die der Vertreterversammlung zur Beschlußfassung vorgelegt werden müssen. Der Vorstand schlug vor, daß die Widerspruchsstelle aus drei Personen, nämlich dem Arbeitgeber, einem Mitglied des Vorstandes und einem Mitglied der Vertreterversammlung, bestehen solle, wozu mit beratender Stimme der Geschäftsführer kommt. Jedes Mitglied der Widerspruchsstelle hat einen Vertreter. Vorgeschlagen wurde als Arbeitgebervertreter Herr Direktor *Berndsen* und als Stellvertreter Herr *Dr. Sieben*, als Vorstandsmitglied Herr *Pleiffer*, Dortmund, und als Stellvertreter Herr *Bastian*, Hohenlimburg, als Geschäftsführer Herr *Köhling* und als Stellvertreter Herr *Werkmeister*. Gegen die Versagung einer Satzungsänderung bezüglich der Zahlung von Sterbegeld bei Totgeburten erhob der Vorstand Einspruch. Über Kieferregulierungen erließ er Richtlinien, die einen Zuschuß bis zu 250 DM vorsehen.

Die achte Sitzung des Vorstandes fand am 12. März 1954 statt. In dieser Sitzung setzte der Vorstand die Zähler für die Kassierer der Haupt- und Nebenstellen fest und wählte aus seinen Reihen eine Kommission, die bei Bewilligung von Erholungskuren mitwirken soll. Sie besteht aus den Herren *Schwentke*, *Dippel* und *Dombowski*. Dem Krankenhaus Kurl wurde ein hypothekarisch gesichertes Darlehn von 50 000 DM bewilligt, wofür dieses Krankenhaus unserer Kasse jederzeit die benötigte Bettenzahl zusicherte. Bezüglich der Erstellung einer neuen Kassensatzung will der Vorstand der Kasse ein fachmännisches Gutachten abwarten.

Die neunte Sitzung fand am 30. April 1954 in Hohenlimburg statt. In dieser Sitzung wurde die Jahresrechnung 1953 abgenommen und der Vertreterversammlung zugewiesen mit dem Vorschlag, Vorstand und Geschäftsführung zu entlasten.

In der zehnten Sitzung am 12. Mai 1954 wurde angesichts des günstigen Ablaufes der letzten Monate die Wiedereinführung von Mehrleistungen beschlossen. Der Vertreterversammlung wurde vorgeschlagen, ab 1. Juni 1954 die Krankengeldzuschläge für Familienangehörige wieder zu gewähren und den Voranschlag dahingehend zu ändern, daß für diesen Zweck 101 000 DM und für Erholungskuren 108 000 DM ergänzend aufgenommen wurden. Notwendige Erholungskuren sollen für Mitglieder wieder voll, für Angehörige in Höhe von 50 Prozent übernommen werden. Der Vorstand beschloß auch die Übernahme von Wöchnerinnenheimpflege auf ärztliche Verordnung.

In der elften Sitzung vom 6. Juli 1954 änderte der Vorstand seine Richtlinien für die Gewährung von Zahnersatz in der Weise, daß für losen Zahnersatz an Stelle von zwei Dritteln der Kosten 90 Prozent und für festen Zahnersatz 20 DM je Glied an Stelle von bisher 10 DM für Mitglieder und Angehörige übernommen werden.

Die weitere günstige Entwicklung ermöglichte es, daß der Vorstand in der zwölften Sitzung vom 3. August 1954 die Beteiligung an den Kosten für Erholungskuren für Angehörige auf 80 Prozent erhöhen konnte.

Am 25. August 1954 fand die dreizehnte Sitzung statt, in der die Geschäftsordnung der Widerspruchsstelle entworfen wurde. Wöchnerinnenheimpflege soll in allen Fällen übernommen werden, wenn der Zustand der Wöchnerin dies erforderlich macht.

Am 22. Oktober 1954 befaßte sich der Vorstand in seiner vierzehnten Sitzung mit der Bezahlung des Vertrauensärztlichen Dienstes und beanstandete den Verteilungsschlüssel, der andere Kassenarten gegenüber den Betriebskrankenkassen bevorzugt. In dieser Sitzung wurde auch über die Prüfung der Kasse durch den Landesprüfer berichtet.

Am 26. November 1954 fand die fünfzehnte Sitzung statt. In dieser Sitzung erhöhte der Vorstand die Beteiligung bei festem Zahnersatz von 20 auf 30 DM je Glied ab 27. November 1954. Er beschloß ferner, die Neufassung der Satzung zurückzustellen, bis das Gesetz über die Krankenversicherung der Rentner veröffentlicht ist, weil dieses Gesetz einschneidende Änderungen bringen wird. Am 21. Dezember 1954 verabschiedete der Vorstand in seiner sechzehnten Sitzung den Voranschlag für 1955 zur Vorlage an die Vertreterversammlung. Er bewilligte den Pensionen, die erholungsbedürftige Mitglieder aufnehmen, ab 1. Januar 1955 einen Pensionssatz von 7,50 DM. Die Vertreterversammlung trat im Berichtsjahr fünfmal zusammen.

Am 19. Januar 1954 fand die vierte Sitzung der Vertreterversammlung statt, in der der Voranschlag für 1954 verabschiedet wurde. Der Vorschlag des Vorstandes bezüglich der Widerspruchsstelle wurde von der Vertreterversammlung genehmigt und als Beisitzer aus der Vertreterversammlung Herr *Kutschka* aus Barop und als sein Stellvertreter Herr *Grabe* aus Barop gewählt.

In der fünften Sitzung am 24. Februar 1954 wurden die Rechnungsprüfer für das Geschäftsjahr 1953 gewählt.

Am 12. Mai 1954 fand in der sechsten Sitzung die Abnahme der Jahresrechnung 1953 und die Entlastung des Vorstandes und der Geschäftsführung statt. In dieser Sitzung stimmte die Vertreterversammlung den Vorschlägen des Vorstandes vom gleichen Tage über Erhöhung der Leistungen in allen Punkten zu.

Am 25. August 1954 fand die siebente Sitzung statt. Die Vertreterversammlung billigte den Vorschlag des Vorstandes, gegen die Versagung der Satzungsänderung bezüglich Totgeburten Einspruch zu erheben und diesen durch alle Instanzen durchzuführen. Die Vertreterversammlung genehmigte in dieser Sitzung auch die Geschäftsordnung der Widerspruchsstelle.

Am 21. Dezember 1954 wurde in der achten Sitzung der Vertreterversammlung der Voranschlag für 1955 gemäß dem am gleichen Tage gemachten Vorschlag des Vorstandes bewilligt.

Außer diesen Sitzungen fanden jeden Monat Aussprachen

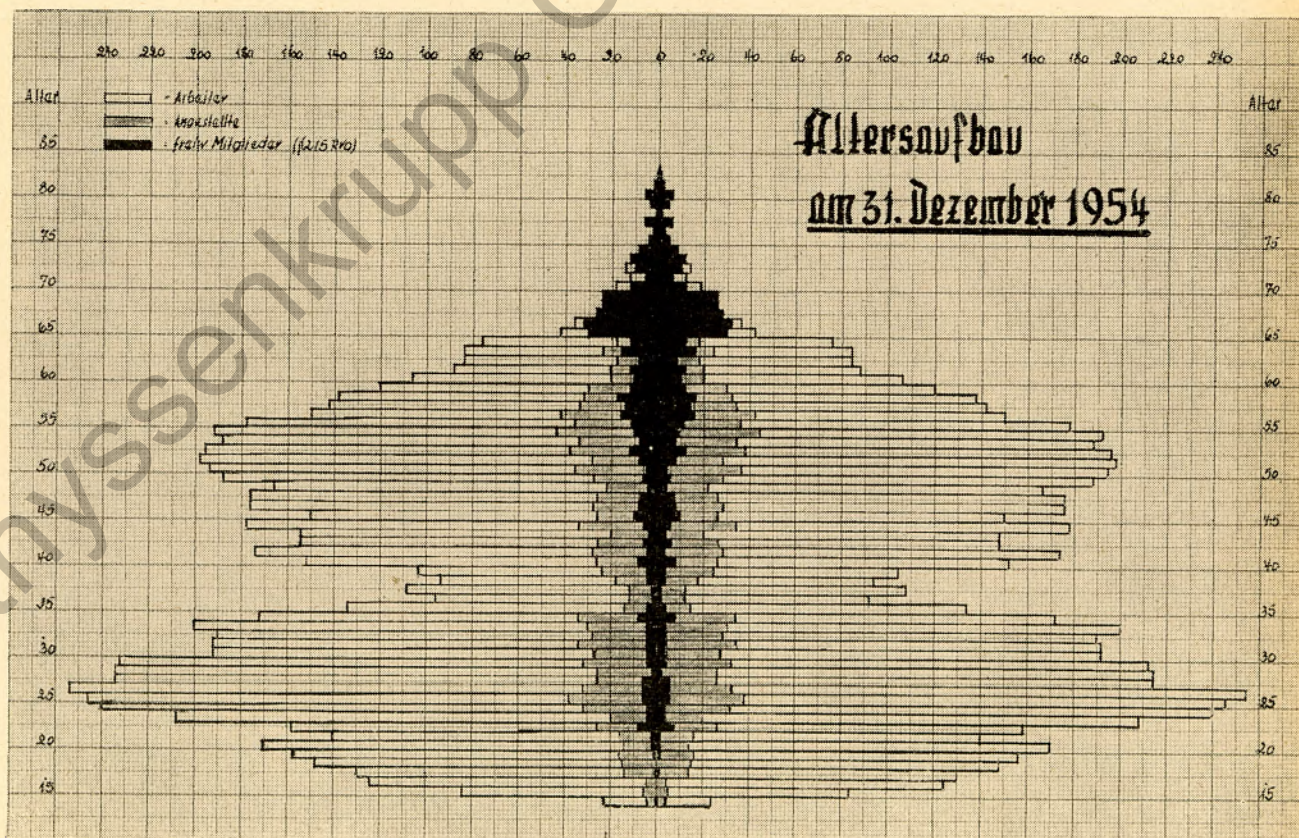
aller Versichertenvertreter einschließlich der Stellvertreter statt, in denen über aktuelle Themen aus der Krankenversicherung gesprochen wurde. Unter anderem sprach am 24. Februar 1954 Herr *Dr. Klausenz* über die Arbeit der Werksärztlichen Dienststelle und am 31. März 1954 Herr *Röttcher* vom Versicherungsamt Dortmund über die Rentenversicherung. Am 28. April 1954 berichtete Herr *Stramka* über die Selbstverwaltung. Herr *Dr. Stüvermann* als Leiter des Vertrauensärztlichen Dienstes sprach am 30. Juni 1954 über seinen Arbeitsbereich. Am 28. Juli 1954 berichtete Herr *Schneider* über die Ersatzansprüche der Krankenkasse bei Schädigungen der Mitglieder durch Dritte, und am 13. Oktober 1954 hörten wir einen Bericht des Vorstandsmitgliedes der Kassenärztlichen Vereinigung Herrn *Dr. Linsmann* über das Verhältnis zwischen Kassenärzten und Krankenkassen. Am 24. November 1954 sprach Herr *Koch* von der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft über das Verhältnis zwischen Krankenkassen und Berufsgenossenschaften.

In der Zeit vom 30. August bis 11. September und vom 28. September bis 20. Oktober 1954 fand eine Prüfung der Kasse durch den Landesprüfer der Landesversicherungsanstalt Westfalen statt, die keine Beanstandungen erbrachte. Der Prüfer erklärte, daß die Verwaltung der Kasse gut ausgerichtet sei und daß die Kasse seit Jahren in echtem Sinne eines sozialen Gedankens unter reger Beteiligung der Organe der Selbstverwaltung geleitet wird. Das Prüfungsergebnis wurde als gut bezeichnet. Am 18. Oktober 1954 fand im Vorstand eine Besprechung über das Prüfungsergebnis statt, bei welcher außer den Kassenorganen auch der Landesprüfer und ein Vertreter des Verbandes der Betriebskrankenkassen zugegen waren.

Vom Vorstand wurde die Kasse vierteljährlich geprüft. Diese Prüfungen ergaben keinerlei Beanstandungen.

Die Jahresrechnung 1953 wurde durch die vom Vorstand und von der Vertreterversammlung gewählten Rechnungsprüfer am 6. Mai 1954 geprüft. Die Jahresrechnung wurde am 18. Mai 1954 vom Vorstand gutgeheißen und der Vertreterversammlung vorgelegt. Die Vertreterversammlung erteilte dem Vorstand und der Geschäftsführung am 24. Mai 1954 Entlastung.

Altersaufbau



Mitgliederzahl

Zu Beginn des Berichtsjahres hatten wir 15 438 Mitglieder, am 31. Dezember 1954 16 477, das sind 1039 mehr. Die Zunahme ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß im zweiten Halbjahr infolge der Einrichtung neuer Betriebe eine Anzahl neuer Arbeiter eingestellt wurde. Da die Neuaufnahmen erst in den letzten Monaten stattfanden, erhöht sich der Jahresdurchschnitt gegenüber dem Vorjahr nicht so stark. Die durchschnittliche Mitgliederzahl betrug im Jahre 1953 15 855, im Jahre 1954 16 034, also 179 mehr. Das bedeutet eine Zunahme um 1,13 % gegenüber einer Zunahme von 4,82 % im Vorjahr.

Die durchschnittliche Mitgliederzahl betrug bei der Westfalenhütte 12 200 = 76,09 % der Gesamtmitgliederzahl, in Hohenlimburg 2722 = 16,98 % und bei den übrigen Werken insgesamt 1112 = 6,93 %.

Die Zahl der in der Gesamtmitgliederzahl Pflichtversicherten betrug 13 902 = 86,70 %, die der freiwillig Versicherten 2132 = 13,30 %. Im Vorjahr zählten wir 88,72 % Pflichtversicherte und 11,28 % freiwillig Versicherte. Die Zahl der Pflichtversicherten hat sich also stärker erhöht als die der freiwillig Versicherten.

Auch die Zahl der Angestellten, die bei uns versichert sind, erhöhte sich gegenüber dem Vorjahr von 1903 auf 1969. Von ihnen waren 1053 freiwillig versichert gegenüber 986 im Vorjahr. Das Vertrauen, das die Angestellten unserer Betriebskrankenkasse gegenüber bekunden, ist erfreulich.

Mitgliedschaftsdauer

Die Zahl der Neueinstellungen und die Pensionierung der über 65 Jahre alten Belegschaftsmitglieder brachte es mit sich, daß die durchschnittliche *Mitgliedschaftsdauer* von 11,32 Jahren im Vorjahr auf 10,22 Jahre zurückging.

Im einzelnen betrug die Mitgliedschaftsdauer 1954:

Jahre	Insgesamt			
	Arb.	Ang.	frei w.	Zus.
bis 1	1355	136	319	1810
1 " 3	2593	388	275	3256
4 " 6	4552	489	98	5139
7 " 10	525	197	209	931
11 " 15	597	154	113	864
16 " 20	1293	186	60	1539
21 " 25	673	120	13	806
26 " 30	846	98	3	947
31 " 40	901	205	—	1106
41 " 50	58	21	—	79
über 50	—	—	—	—

Im Verhältnis zur Gesamtmitgliederzahl ergibt sich:

Jahre	% der Mitglieder	
	1954	1953
bis 1	10,98	6,68
1 " 3	19,76	27,89
4 " 6	31,19	24,60
7 " 10	5,65	5,95
11 " 15	5,24	6,52
16 " 20	9,34	9,99
21 " 25	4,89	4,62
26 " 30	5,75	5,69
31 " 40	6,72	7,37
41 " 50	0,48	0,65
über 50	—	—

Familienangehörige

Eine Zählung der Familienangehörigen haben wir im Berichtsjahr nicht vornehmen können. Nach einer vorsichtigen Schätzung setzt sich der Familienstand bei unseren Mitgliedern wie folgt zusammen, wobei zu berücksichtigen ist, daß unter „Ledige“ auch Alleinstehende und Witwer mitgezählt wurden:

1954	Zusammen		
	Mitgl.	Ehefrauen	Kinder
Ledige	4 795	—	—
verheiratet ohne Kinder	4 911	4 911	—
" mit 1 Kind	3 785	3 785	3 785
" mit 2 Kindern	2 063	2 063	4 126
" mit 3 Kindern	608	608	1 824
" mit 4 Kindern	218	218	872
" mit 5 Kindern	—	—	—
und mehr	97	97	582
Insgesamt	16 477	11 682	11 189

= insgesamt 39 348 Personen.

Jahresrechnung 1954

Erfreulicherweise war es uns möglich, im Berichtsjahr die im Vorjahr stark in Anspruch genommenen Reserven wieder zu erhöhen. Der Verlauf des Vorjahres hat uns, wenn dies überhaupt noch erforderlich gewesen wäre, bewiesen, daß für ungünstige Jahre erhebliche Reserven bereitgestellt werden müssen, weil gewöhnlich in solchen Fällen die Inanspruchnahme der Kasse im umgekehrten Verhältnis zum Beitragseingang steht. Unserem Grundsatz entsprechend, eingehende Mittel möglichst restlos zugunsten der kranken Mitglieder einzusetzen, haben wir, nachdem die nötige finanzielle Sicherheit wiederhergestellt war, unsere Leistungen heraufgesetzt.

Das Jahr 1954 schloß ab

mit einer Einnahme von 4 632 566,90 DM
= 288,90 DM je Mitglied,

mit einer Ausgabe von 4 003 928,33 DM
= 249,70 DM je Mitglied,

mithin m. einem Überschuf von 628 638,57 DM
= 39,20 DM je Mitglied,

wohingegen wir im Vorjahr 171 631,22 DM
= 10,83 DM je Mitglied
zusetzen mußten.

Der Überschuf, den die Kasse erzielt hat, entspricht 14,39 % der Gesamteinnahme. Im Vorjahr mußten wir einen Betrag aus der Rücklage entnehmen, der 3,9 % der Beitragseinnahme entspricht.

Alle Monate des Jahres 1954, mit Ausnahme des Dezembers, schlossen mit Überschüssen ab. Der höchste Überschuf wurde im November, der niedrigste im Februar erzielt.

Aus der folgenden Übersicht ist zu entnehmen, wie sich der Jahresabschluß der Kasse im einzelnen zusammensetzt. Sowohl unsere Hauptverwaltungsstelle in Dortmund als auch unsere Nebenstellen, mit Ausnahme von Olpe, schlossen mit Überschüssen ab. Bei der kleinen Belegschaftszahl von Olpe sind solche Abweichungen verständlich, da ein einzelner Krankheitsfall hier schon das Ergebnis für das ganze Jahr beeinflussen kann. Der Fehlbetrag von Olpe ist auch nur gering.

Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1954

Kap.	Tit.	Bezeichnung	Insgesamt: 16 035 Mitglieder		% der Gesamt- einnahme bzw. -ausgabe	Dagegen 1953		je Mitglied + oder — DM
			DM	je Mitglied		Insgesamt DM	je Mitglied	
Einnahmen								
I	1	Beiträge der versicherungspflichtigen Mitgl.	4 183 204,51	300,89	90,30	4 096 278,59	291,22	+ 9,67
	2	Beiträge der freiwilligen Mitglieder	403 216,44	189,13	8,70	291 061,75	162,70	+ 26,43
II		Kapitalerträge	40 646,59	2,53	0,88	46 641,05	2,94	— 0,41
III		Mehreingänge, Ersparnisse	4 936,64	0,30	0,11	7 325,59	0,46	— 0,16
IV		Sonstige Reineinnahmen	562,72	0,04	0,01	461,52	0,03	+ 0,01
			4 632 566,90	288,90	100,—	4 441 768,50	280,15	+ 8,75
Ausgaben								
V	1	Ärztliche Behandlung	767 437,17	47,87	19,17	704 250,99	44,42	+ 3,45
	2	Vertrauensärztliche Tätigkeit	25 080,20	1,56	0,63	24 570,25	1,55	+ 0,01
	3	Zahnbehandlung	162 627,88	10,14	4,06	131 141,78	8,27	+ 1,87
VI	1a	Arznei- und Heilmittel						
		aus Apotheken	240 497,43	15,—	6,01	242 259,64	15,28	— 0,28
	1b	Sonstige Arznei- und Heilmittel	71 357,75	4,45	1,78	79 483,85	5,01	— 0,56
	1bZ	Zahnersatz	94 615,91	5,90	2,36	200 508,60	12,65	— 6,75
	2	Krankenhauspflegekosten	325 655,89	20,31	8,13	349 374,30	22,04	— 1,73
	5	Krankengeld	1 122 025,81	69,97	28,02	1 520 730,23	95,91	— 25,94
	6	Hausgeld	128 851,28	8,04	3,22	164 094,19	10,35	— 2,31
	7	Taschengeld	19 277,19	1,20	0,48	22 351,44	1,41	— 0,21
VII	8	Fürsorge für Genesende	6 449,66	0,40	0,16	17 627,10	1,11	— 0,71
	1a	Arznei- und Heilmittel						
		aus Apotheken	252 707,93	15,76	6,31	247 126,94	15,59	+ 0,17
	1b	Sonstige Arznei- und Heilmittel	64 891,87	4,05	1,62	64 425,28	4,06	— 0,01
	1bZ	Zahnersatz	58 650,40	3,66	1,46	123 673,40	7,80	— 4,14
	2	Krankenhauspflegekosten	347 977,90	21,70	8,69	334 393,87	21,09	+ 0,61
	3	Sonstige Ausgaben für Krankenpflege	3 712,20	0,23	0,09	2 993,10	0,19	+ 0,04
		Wochenhilfe für Mitglieder	23 441,48	1,46	0,59	25 943,55	1,64	— 0,18
VIII		Wochenhilfe für Angehörige	100 793,64	6,29	2,53	92 263,08	5,82	+ 0,47
		Gesundheitsfürsorge	91 641,75	5,72	2,29	168 593,91	10,63	— 4,91
IX	1	Sterbegeld für Mitglieder	45 843,50	2,85	1,14	59 408,55	3,75	— 0,90
	2	Sterbegeld für Angehörige	36 837,05	2,30	0,92	27 159,70	1,71	+ 0,59
XII	2	Sächliche Verwaltungskosten	5 808,16	0,36	0,15	3 726,77	0,24	+ 0,12
XIII		Mindereingänge, Verluste	7 746,28	0,48	0,19	7 299,20	0,46	+ 0,02
			4 003 928,33	249,70	100,—	4 613 399,72	290,98	— 41,28
Gewinn:			628 638,57	39,20	—	—	—	—
Verlust:			—	—	—	171 632,22	10,83	—

1) für Mitglieder 2) für Angehörige

Vermögensnachweisung am 31. Dezember 1954

Das Vermögen der Kasse setzt sich wie folgt zusammen:

	Im einzelnen	Im ganzen	Am Schluß des Vorj.	Zu- oder Abnahme + oder —
I Betriebsmittel		768 978,50	425 657,48	+ 343 321,02
II a Langfristige Anlagen	440 524,—	—	—	—
b Wertpapiere	3 724,25	—	—	—
c Hypotheken	548 977,34	—	—	—
d Geräte	66 616,89	1 059 842,48	732 746,78	+ 327 095,70
III Sonstige unberichtigt gebliebene Forderungen				
a Beiträge Dezember	402 805,16	—	—	—
c Ersatzforderungen	142 460,22	545 265,38	470 923,35	+ 74 342,03
IV Sonstiges Vermögen	19 494,28	19 494,28	18 337,52	+ 1 156,76
Summa Aktiva		2 393 580,64	1 647 665,13	+ 745 915,51
V Sonstige Verpflichtungen		340 580,50	223 303,56	+ 117 276,94
Summa Passiva		340 580,50	223 303,56	+ 117 276,94
Überschuß der Aktiva über die Passiva		2 053 000,14	1 424 361,57	+ 628 638,57

Beitragseinnahmen

Nachdem wir im Vorjahr durch den neunten Nachtrag zur Kassensatzung ab 1. November 1953 unser Beitragswesen vereinfacht hatten, wurden im Berichtsjahr keine Änderungen vorgenommen. Versicherte, die die vollen Leistungen der Kasse beziehen, zahlen den sogenannten Regelbeitrag von 6% des Grundlohnes bis zur Höhe von 500,— DM monatlich. Freiwillige Mitglieder mit Anspruch auf volle Kassenleistungen zahlen den gleichen Beitrag. Die Zahl dieser Mitglieder ist bei uns sehr gering. Versicherte, die während einer Krankheit Anspruch auf Arbeitsentgelt haben und infolgedessen während dieser Zeit kein Krankengeld beziehen, zahlen 5% des Grundlohnes. Es kommen hier in erster Linie Angestellte in Frage. Zu dieser Gruppe gehören auch diejenigen freiwillig weiterversicherten Angestellten, die während einer Krankheit zunächst Anspruch auf Arbeitsentgelt haben. Es handelt sich hier in erster Linie um Angestellte, die die Versicherungsgrenze von 500,— DM überschritten haben. Auch hier gilt als Höchstgrundlohn der Betrag von 500,— DM monatlich. Diejenigen freiwilligen Mitglieder, die keinen Anspruch auf Krankengeld haben, zahlen 4% des Grundlohnes. Für die beschäftigten Rentner, deren Zahl bei uns durch die Pensionierung der über 65 Jahre alten Belegschaftsmitglieder erheblich zurückgegangen ist, zahlt nur der Arbeitgeber seinen Beitragsanteil, von ihrem eigenen Anteil sind sie befreit. Sie haben keinen Anspruch auf Barleistungen, können sich diesen Anspruch mit Ausnahme des Sterbegeldes aber durch eine freiwillige Zahlung von 2% des Grundlohnes sichern. Hiervon machen fast alle beschäftigten Rentner Gebrauch. Infolge einer allgemeinen Gehaltserhöhung ist, wie schon

anfangs erwähnt, die Zahl der Angestellten, die wegen Überschreitung der Versicherungsgrenze versicherungsfrei sind und sich freiwillig weiterversichert haben, von 986 im Vorjahr auf 1053, also um 67 = 6,79% angestiegen. Im Vergleich mit anderen Krankenkassen mußten wir feststellen, daß die Beitragssätze außerordentlich verschieden sind. Allein bei den Betriebskrankenkassen gibt es 27 verschiedene Beitragssätze. Davon war der niedrigste 3,5%, der höchste 7,2%. Der Durchschnittsbeitrag im Lande Nordrhein-Westfalen ist geringfügig von 5,88% auf 5,87% zurückgegangen, dagegen ist der Durchschnittsbeitrag bei den Betriebskrankenkassen im ganzen Bundesgebiet von 5,65% auf 5,83% gestiegen.

Es ist von Interesse, wie sich die Leistungen und die Beitragseinnahmen bei den freiwillig versicherten Mitgliedern zueinander verhalten. Da eine besondere Verbuchung der Leistungen für die freiwillig Versicherten nicht besteht, haben wir die Leistungen ohne Krankengeld, Hausgeld und Taschengeld zugrunde gelegt. Sie betragen im Berichtsjahr 170,49 DM je Mitglied. Das Beitragsaufkommen für ein freiwilliges Mitglied belief sich auf 189,13 DM. Im Berichtsjahr konnte also festgestellt werden, daß auch bei den freiwilligen Mitgliedern die Leistungen durch Beiträge gedeckt waren, wohingegen wir im Vorjahr bei den freiwilligen Mitgliedern 20,61 DM je Mitglied zusetzen mußten. Dieses Ergebnis ist darauf zurückzuführen, daß wir im ersten Halbjahr erhebliche Mehrleistungen einschränken mußten, die sich nicht auf Barleistungen bezogen, und daß sich die Zahl der freiwillig Versicherten mit einem hohen Grundlohn gegenüber der Zahl derjenigen, die einen niedrigen Grundlohn hatten, erhöht hat.

Die Beitragssumme, auf das einzelne Mitglied umgerechnet, hat sich gegenüber dem Vorjahr wiederum erhöht.

An Beiträgen gingen ein:

	Insgesamt		davon für Versicherungspfl.		davon für freiw. Mitglieder	
	DM	je Mitglied DM	DM	je Mitglied DM	DM	je Mitglied DM
1954	4 586 420,95	286,03	4 183 204,51	300,89	403 216,44	189,13
1953	4 387 340,34	276,72	4 096 278,59	291,22	291 061,75	162,70
Mehr	199 080,61	9,31	86 925,92	9,67	112 154,69	26,43

Die Grundlohnsummen, d. h. die Höhe der Gesamtarbeitslöhne und Gehälter, soweit diese im Rahmen der Versicherungsgrenze von 500,— DM liegen, ist für die Berechnung der Beiträge maßgebend. Ein Vergleich mit dem Vorjahr zeigt, daß diese im Jahre 1954 gestiegen ist. Während im Vorjahr der durchschnittliche Grundlohn 4927,— DM betrug, belief er sich im Berichtsjahr auf 5187,— DM bei den Mitgliedern, die den Regelbeitrag

von 6% bezahlen. Auf diese Erhöhung ist auch die Steigerung des durchschnittlichen Beitrages je Mitglied von 276,72 DM auf 286,03 DM zurückzuführen. Demgegenüber ist der durchschnittliche Beitrag bei den versicherungspflichtigen Angestellten zurückgegangen. Das ist auf die im Vorjahr durchgeführte Ermäßigung des Beitragssatzes von 5,4% auf 5% des Grundlohnes zurückzuführen, die sich erst im Berichtsjahr voll ausgewirkt hat.

Kapitalerträge

Die treuhänderische Verwaltung unserer Kassenmittel erfordert, daß wir unsere Gelder zu guten Zinsen anlegen. Dabei erzielten wir im Berichtsjahr die nachstehenden Zinsgewinne:

Anlage	Betrag DM	Zinsen DM	%
Betriebsmittel	veränderlich	6 049,49	0,9
Pfandbriefe	3 452,75	260,—	0,8
Festkonten	256 446,—	—	—
Rücklage LVA	184 078,—	9 415,49	5,1
Hypotheken	548 977,34	21 551,61	3,9
Nutzung der Geräte	66 616,89	3 370,—	5,1
		40 646,59	

Mehreingänge aus Forderungen und Ersparnissen bei Verpflichtungen

Wir verbuchten 1954 hierfür einen Betrag von 4936,64 DM, der sich wie folgt zusammensetzt:

Gewinn bei Vermögensveräußerungen	799,— DM
Neue Forderungen	3756,14 DM
Werterhöhung von Vermögensteilen	381,50 DM
	<u>4936,64 DM</u>

Die Mehreingänge betragen 0,30 DM je Mitglied.

Sonstige Reineinnahmen

Dieser Posten setzt sich fast ausschließlich aus Ordnungsstrafen zusammen, auf die wir leider immer noch nicht verzichten können. Wir verhängen solche Strafen nur in besonderen Fällen und beschränken uns nach Möglichkeit auf eine Verwarnung. Der Betrag, den wir hierfür eingezogen haben, ist daher auch sehr gering. Die Einnahme betrug 562,72 DM. Das sind 0,04 DM je Mitglied gegenüber 0,03 DM je Mitglied im Vorjahr.

Leistungen

Die ungünstige Kassenlage und die besondere Inanspruchnahme gerade auf diesem Gebiete zwangen uns, die Kuren und Heilverfahren, die wir zur Verhütung von Erkrankungen und zur Fürsorge für Genesende durchführen, insofern zu beschränken, als ab 7. August 1953 bei den Angehörigen eine Selbstbeteiligung von einem Drittel der Kosten bis zur Höhe von 100,— DM erhoben wurde. Ab 1. Dezember 1953 mußten wir die Durchführung von solchen Kuren ganz einstellen. Die Verbesserung in der finanziellen Lage der Kasse ermöglichte es uns, ab 1. Juni 1954 Erholungskuren wieder durchzuführen, allerdings mit der Einschränkung, daß Angehörige sich mit der Hälfte der Kosten beteiligen mußten. Angesichts der günstigen weiteren Entwicklung konnte ab 3. August 1954 der Zuschuß der Angehörigen auf 20% herabgesetzt werden. Wir sehen in diesen Erholungskuren ein außerordentlich wichtiges Mittel zur Erhaltung des Gesundheitsstandes unserer Belegschaft. Da zu einem gesunden Menschen auch Gesundheit in der Familie gehört, geben wir dieselben Möglichkeiten zur Erholung auch den Angehörigen der Mitglieder. Die Durchführung von Kinderkuren überlassen wir aber den Organisationen, die sich dieses zur Aufgabe gemacht haben und besser in der Lage sind, die Kinder in die richtigen Heime einzuweisen. Wir beteiligen uns unserer Werkspflege und auch fremden Organisationen, beispielsweise dem Sozialamt der Stadt Dortmund, gegenüber mit einem erheblichen Zuschuß an der Durchführung der Kuren.

Die Dauer der baren Leistungen und der Krankenhauspflege sind durch Gesetz und Satzung auf 26 Wochen beschränkt. Nach Ablauf dieser Frist besteht aber noch ein Anspruch auf Krankenpflege für die Dauer von 26 Wochen. Solange die Mitgliedschaft besteht, ist der Anspruch auf Krankenpflege zeitlich unbegrenzt. In besonderen Fällen kann auch für Genesende noch für 13 Wochen nach Ablauf der Krankenhilfe Fürsorge gewährt werden. Auch wenn nach Ansicht des Vertrauensarztes Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit in absehbarer Zeit zu erwarten ist, kann die Zahlung des Krankengeldes über 26 Wochen hinaus verlängert werden.

Eine Übersicht über die Leistungsfälle im Jahre 1954 zeigt, daß die Inanspruchnahme der Ärzte und Zahnärzte im wesentlichen die gleiche geblieben ist. Bei den männlichen Mitgliedern wurden 211 Scheine weniger ausgestellt, jedoch beanspruchten die Frauen in 1404 Fällen mehr den Arzt als im Vorjahr. Auch bei der Inanspruchnahme der Zahnärzte stellten wir fest, daß die Männer 16 Scheine weniger, die Frauen dagegen 287 Scheine mehr entnommen haben. Die Zahl der ausgestellten Krankenscheine auf 100 Mitglieder stieg von 312 auf 315 an. Diese Steigerung wird schon seit einer Reihe von Jahren beobachtet und führt immer wieder dazu, daß die Ärzte glauben, sie würden mit dem Arztpauschale nicht hinreichend bezahlt. Erheblich zurückgegangen ist die Zahl der Arbeitsunfähigkeitsfälle. Während im Vorjahr 59,5 von 100 Mitgliedern im Laufe des Jahres krank waren, waren es im Berichtsjahr nur 52,0, das macht auf 100 Behandlungsfälle einen

Rückgang von 19,1 auf 16,5 aus. Entsprechend ging die Zahl der Krankengeldtage zurück. Auch die Dauer der Arbeitsunfähigkeit ging von durchschnittlich 17,9 Tagen im Jahre 1953 auf 16,2 Tage im Jahre 1954 zurück. Der Fortfall der Zuschläge für Verheiratete ohne oder mit einem oder zwei Kindern im ersten Halbjahr bedingte auch ein geringfügiges Absinken des täglichen Krankengeldes, jedoch ist dies nicht die Hauptursache für den Rückgang unserer Ausgaben für Krankengeld.

Im Gegensatz zu den ambulanten Arbeitsunfähigkeitsfällen nahm die Zahl der Krankenhausfälle zu. Das ist allerdings nur auf die Zunahme unserer Mitgliederzahl zurückzuführen, denn auf 100 Mitglieder umgerechnet ist eine geringfügige Abnahme von 8,7 im Jahre 1953 auf 8,6 im Jahre 1954 festzustellen. Mit dem Rückgang der Arbeitsunfähigkeitsfälle haben die Krankenhausfälle allerdings nicht Schritt gehalten. Infolgedessen ist die Zahl der Krankenhausfälle auf 100 Arbeitsunfähigkeitsfälle von 14,6 auf 16,6 gestiegen. Die Verweildauer stieg geringfügig von 25,8 auf 26,1 Tage an. Der Rückgang der durchschnittlichen Fallkosten ist auf Übergangsfälle zurückzuführen, stellt also keine tatsächliche Ersparnis dar.

Die Zahl der Wochenhilfsfälle der Mitglieder ging geringfügig zurück.

Einen erheblichen Rückgang hatten wir erfreulicherweise bei der Zahl der Sterbefälle zu verzeichnen, die von 120 auf 95 bei den Männern und von 17 auf 13 bei den Frauen zurückging.

Die Zahl der durchgeführten Erholungskuren ist naturgemäß geringer geworden, weil wir im ersten Halbjahr keine Kuren durchgeführt haben.

Bei den Angehörigen mußten wir eine Zunahme der Inanspruchnahme der Ärzte und Zahnärzte feststellen. Die Zahl der ausgestellten Krankenscheine für Angehörige auf 100 Mitglieder stieg von 333 um 26 auf 359 an.

Die Zahl der Krankenhauseinweisungen nahm bei den Erwachsenen zu, bei den Kindern jedoch ab. Auf 100 Mitglieder umgerechnet war die Zahl der Krankenhausfälle für Angehörige etwas höher als im Vorjahr, nämlich 10,3 gegenüber 9,99. Im Gegensatz zu den Mitgliedern nahm die durchschnittliche Verweildauer von 25,3 auf 24,1 Tage ab. Die Gesamtkosten für Krankenhauspflege für Angehörige nahmen um 38,53 DM je Fall zu, da die täglichen Pflegekosten von 7,07 DM auf 9,04 DM angestiegen sind.

Die Zahl der Wochenhilfsfälle in der Familienwochenhilfe, die infolge der Zusammensetzung unserer Belegschaft immer höher war als die der Mitglieder, stieg von 470 auf 508 an.

Leider nahmen bei den Angehörigen die Sterbefälle von 83 auf 113 zu.

Aus den schon angeführten Gründen ging die Zahl der Erholungskuren bei Angehörigen von 172 auf 131 zurück. Auch die Beteiligung an Kinderkuren ging, da wir diese zeitweilig aufgeben mußten, von 490 auf 320 zurück.

(Schluß folgt)



3 Unentwegte

...stand doch die Theke gleich zu Haus an unserem Bett", stoßseufzte Heinz Hasenjäger am Elften im Elften bei der karnevalistischen Sitzung der DOKAGESA im Festsaal unserer Westfalenhütte. Alle Unentwegten waren wieder an Bord und schaukelten schunkelnd in den Fastelaowend hinein. Die Wogen gingen hoch und höher. Und bei Windstärke 14 war vielleicht sogar der zarte Arm



Bitte recht freundlich!



Windstärke 11

der beschwingten Nachbarin ein handfester Rettungsanker. Auch das kam vor.

Muß das sein, und so sein? Ach, Kinder: die meisten Menschen haben einen Tik — sie verheimlichen ihn aus Taktik —, ist es nicht besser, ihn einmal beim Tiktak des Elften im Elften elf Minuten nach elf so richtig loszulassen — sich selbst zum Narren zu halten und andere närrisch zu machen?

So halten es die echten Närrinnen und Narren, die sich selbst auf den Arm nehmen, wenn und weil sie wider den tierischen Ernst aufstehen — auch wenn sie, wie der Chronist, am anderen Morgen viel zu früh merken, was die Uhr geschlagen hat. Übrigens: Kappensitzungen der DOKAGESA finden am 1., 8. und 9. Februar 1956 im Festsaal statt. Am 11. Februar steigt eine Galaprunkveranstaltung, und am 13. Februar ist Rosenmontag! Das inoffizielle Motto heißt: „Willst du leben, lach dich tot!“ Na bitte!

„Ach wär das schön,

ach wär das nett...”

Prinz und Prinzessin grüßen „ihr Volk“



Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Stolz schwellt Hüttenkickers Busen!
Und der Stolz ist zu verstehn,
wenn man liest, wie seine Musen-
Kinder weit ins Land 'reingehn!
Nicht nur, daß den Hüttenleuten
unsre Werkschrift käm' zur Hand,
nein, ein jedes Heft den weiten
Weg ins ferne Ausland fand.
Werkzeitschriften ganze Serien
trägt die Post von Dortmund fort.
Selbst in höchsten Ministerien
liest man Hüttenkickers Wort.
Zeitungsleute, gute Kunden,
Zweckverbände, Lieferant
sind uns und dem Werk verbunden
durch der Werkzeitschriften Band.

Hüttenmannes Freud und Leid
kennen viele weit und breit!

Na, nun hätten wir ja endlich
den Betriebsrat neu gewählt.
Bei der Wahl, die unabwendlich,
hat kein Hüttenmann gefehlt.
Freie Wahl war die Maxime.
Jeder wägte ernst und klug,
daß vermittels seiner Stimme
kam der rechte Mann zum Zug.
Alle hoffen, daß jetzt Ruhe
wird, daß jeder endlich merk':
Schluß ist's mit dem Wahlgetue,
Arbeit herrscht für uns, fürs Werk.
Alle wissen: Stänkerfritzen
sind der Mitbestimmung Tod.
Grunddevise: Schließlich sitzen
alle wir im gleichen Boot!

Dem Betriebsrat ein „Glück auf!“,
daß er nie sich Hörner lauf'!

Daß der Schornstein raucht, ist wichtig!
Doch der Aufschwung weitergeht
auf der Hütte nur, wenn richtig
einer für den andren steht!
Viele, viele Räder müssen
sich im großen Uhrwerk drehn.
Doch kein Mensch kann alles wissen,
keiner alles übersehn.

Ergo fuhr'n hinaus ins Grüne
Techniker und „Bürokrat“,
auf daß Schreibtisch und Maschine
wurden guter Kamerad!
Ach, wie durch des andren Brille
manches kriegt ein neu Gesicht.
Und der Mensch denkt in der Stille:
„Nee, das wußt' ich wirklich nicht!“

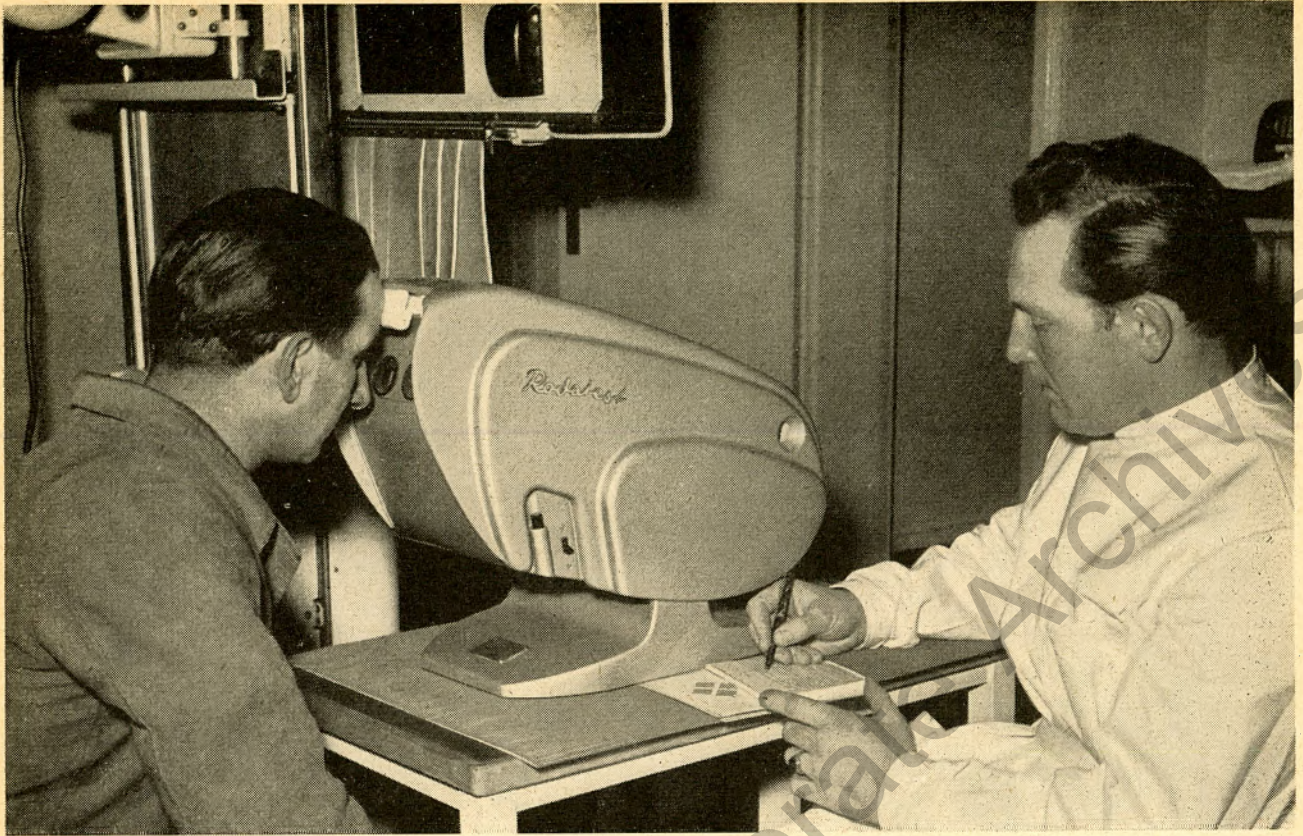
Ziehen all an einem Strick,
kommt heraus ein Meisterstück!

Hüttenkieker will's behagen,
daß man ihn dazu erkor,
hier ein Dankeswort zu sagen
unsrem tüchtigen Trommlerkorps!
Denn: in vielen Freizeitstunden
zog die brave Spielmannsschar
hin zu Kranken und Gesunden
und bracht' ihre Weisen dar!
Altersheime, Krankenhäuser,
Waisenhäuser sonder Zahl
hörten all — teils laut, teils leiser —
Trommelklang und Pfeifenschall.
„Bravo!“ unsren Spielmannsleuten,
die ein wenig Sonnenschein
auch dem Bruder Mensch bereiten,
der im Schatten steht allein!

Hüttenkieker zieht den Hut
tief vor dem, der solches tut!

Wieder lädt Westfalenhütte
in Europas größten Bau
aus der Mitarbeiter Mitte
Kinder, Rentner, Mann und Frau.
Wieder schmückt Westfalenhalle
sich mit weihnachtlichem Kleid,
daß in alle Herzen falle
froher Glanz der Weihnachtszeit.
Allen, die dem Werk verbunden,
mag die müde Hand auch ruhn,
will in vorfestlichen Stunden
unsre Hütte Gutes tun!
Frohe Spiele, innige Lieder,
Kerzenschimmer, Harmonie,
zeigen alle Jahre wieder:
Hütten-Weihnacht schön wie nie!

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr! — Adschuß, ihr Leut'!



Am neuen Gerät überprüft Heilgehilfe Fritz Knoch die Sehschärfe eines Mitarbeiters

Augen unter der Lupe

„Trinket, was die Wimper hält, von dem Überfluß der Welt.“ So empfiehlt uns der Dichter den Gebrauch unseres wichtigsten Sinnesorgans, des Auges. Die tägliche Erfahrung zeigt uns aber, daß die Leistungsfähigkeit des Auges bei den einzelnen Menschen recht unterschiedlich ist. Die Ursache hierfür sind angeborene Augenfehler, durch Krankheit und Unfall bedingte Störungen der Sehfähigkeit und nicht zuletzt altersbedingte Veränderungen des Auges.

Die Folge von Sehstörungen ist nicht allein schlechtes Erkennen, sondern das nicht voll sehtüchtige und dadurch überanstrengte Auge gibt Veranlassung zu Kopfweh, rascher Ermüdung, Arbeitsunlust und Verdrießlichkeit, ja, das körperliche Allgemeinbefinden kann erheblich beeinträchtigt werden.

In einem Industriebetrieb ist gutes Sehen eine wesentliche Voraussetzung zur Arbeitsleistung. Die Unfallgefährdung wächst mit dem Schweregrad der Sehstörung. Das voll sehtüchtige Auge mindert den Ausschuß und steigert die Leistung. Gutes Sehen vermindert vorzeitige Ermüdung und steigert die Konzentration. Es liegt somit im Interesse eines jeden, die Funktionstüchtigkeit seiner Augen auf den bestmöglichen Stand zu bringen. Es ist auch nicht wichtig, daß eine Brille getragen wird, sondern daß die richtige Brille getragen wird. Viele Menschen wissen überhaupt nicht, daß sie fahlsichtig sind und durch das Tragen einer Brille ihre Sehfähigkeit wesentlich verbessern können.

Es ist geplant, größere Belegschaftsgruppen, bei denen es auf besonders gutes Sehen ankommt, mit dem auf unserem Bilde dargestellten Gerät zu untersuchen. Das Gerät ermöglicht es, in wenigen Minuten die Sehfähigkeit für Nähe und Ferne sowie das Tiefensehen (stereoskopisches Sehen) zu ermitteln.

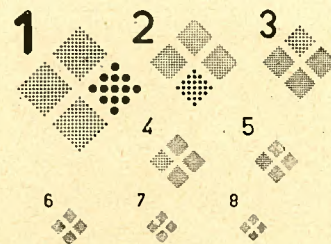
Die Arbeitsweise des Gerätes ist folgende. Der Prüfling sieht ein Feld von mit Nummern versehenen, verschiedenen großen Quadraten, wie in der Abbildung dargestellt.

Jedes numerierte Quadrat setzt sich zusammen aus vier Einzelquadraten. Davon sind drei feingepunktet, das vierte ist grobgepunktet. Es kommt jetzt darauf an, die Nummer des kleinsten Quadrates zu nennen, bei dem die Lage des grobgepunkteten Einzelquadrates noch eben erkennbar ist. Auf diese Art läßt sich die Sehfähigkeit im einzelnen ermitteln und auch die Tauglichkeit etwa vorhandener Brillen beurteilen.

Die Untersuchung einer großen Zahl von Erwachsenen ergab, daß über 60 Prozent der Bevölkerung der Bundesrepublik nicht über das volle Sehvermögen verfügen. Ein beträchtlicher Prozentsatz der Sehstörungen läßt sich durch Tragen geeigneter Brillen beheben.

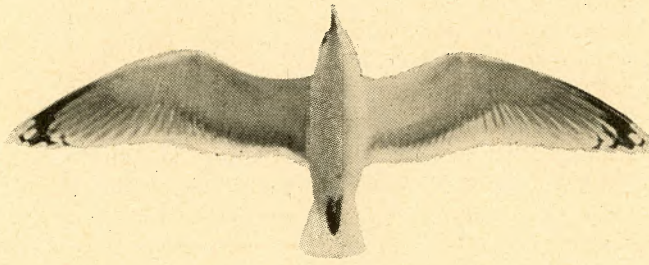
Da nach dem eingangs Gesagten Sehfehler schwerere Störungen des Allgemeinbefindens im Gefolge haben können, glauben wir, daß die geplante Untersuchung sowohl für den einzelnen wie auch für die Gesamtheit des Werkes von einigem Nutzen sein wird.

Dr. Klausenz



Testfiguren

UNTER DER MITTERNACHTSSONNE



„Erling Jarl“ ist eines der Hurtigrütenschiffe, der Schnellroutenschiffe, zwischen Bergen, Trontheim, Kirkenes und den mancherlei kleineren Häfen dazwischen. Es macht Spaß, den amtlich norwegischen Namen der Gesellschaft aussprechen zu lernen. Bitte sehr: „Nordenfjeldske Dampskipsselskaps Hurtigrutenskip!“

Es ist nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert her, daß Tausende Klippen, monatelanger tagdunkler

Winter, Stürme und Nebel eine Nordlandfahrt ohne Leuchtfeuer und Seezeichen ein Wagnis sein ließen. Außerdem, wer hatte schon etwas dort oben an dem nur in kleinen Stützpunkten von Europa besetzten Nordzipfel zu suchen? Da wagte Richard With, als Phantast, Abenteurer, Spekulant und als Halb- und Ganzverrückter verspottet zu werden. Er bettelte und lieh sich das Geld, um eine vermessene Idee zu verwirklichen, um eine fahrplanmäßige Route laufen zu

Seen im Svenning(dal)-tal, oft bis Anfang Mai zugefroren



lassen. Und er schaffte es, fast ein Jahr selbst am Steuer seiner „Vesteraalen“ stehend, durch Tausende Klippen und Nacht und Nebel und Sturm. Die einsamen Menschen Nordnorwegens standen auf den Klippen, hielten Fackeln und wiesen ihm den Weg, weinten vor Freude und schrien: „Hoch With! Hoch die Hurtigrute!“ Ein „Verrückter“ hatte Kultur und Zivilisation Europas über den Polarkreis in die geographische Höhe der Nordküste Alaskas, fast der Nordküste Grönlands, „verrückt“.

Heute fährt man im birkenholzgetäfelten Rauchsalon und Speisesalon, in Liegestühlen des Achter- und Promenadendecks, in Kabinen, die nach Lavendelseife und frischer Wäsche duften, ins Land der Mitternachtssonne. Man fährt, um echt zu sehen, was die Prospekte in kitschigem Überbuntdruck von der Sonne um 24 Uhr prahlen.

Vor den holzbeinigen alten Lagerhäusern Trontheims hat „Erling Jarl“ festgemacht. Matrose Asbjörn Aas muß ihr die Nase frisch übermalen. Warum nicht? Alle Schiffe sind weiblichen Geschlechts, man setzt den Artikel „die“ davor, auch wenn dahinter ein männlicher Taufname folgt. Was der einen Weiblichkeit der Mund, das ist der anderen Weiblichkeit der Bug. Oder die Nase. Was ziemlich das gleiche ist.

Schroffe Felsen an der Lofoten-Kette



Die „Bergenske Selskap“ hat ihren vier Routenschiffen so herrliche Namen gegeben wie „Polarlys“ (Polarlicht), „Nordlys“, „Midnatsol“ (Mitternachtssonne) und „Nordstjernen“.

Vierzig „Anløpsteder“ gibt es zwischen Bergen und Kirkenes; manche davon haben aber nur einmal oder zweimal in der Woche die Ehre. Man fährt um 22 Uhr von Bergen ab und weiß, daß man in den größeren Orten eine Stunde oder auch zwei und drei Stunden bummeln kann, wenn nicht Nachtzeit ist und man in seiner Kabine bei der selbstgewählten richtigen Mischung von Heizung, Kühlung und Frischluft schläft.

Jedoch, es gibt Zeiten, da beginnt die Nacht erst gar nicht, und schon ist wieder Tag. Oder die Tage bleiben kurz, sehr kurz und reiben sich kaum die Augen, wobei sie schon wieder einschlafen. Diese Regelung zwischen unserem Planeten und der Sonne besteht natürlich nicht im Rauch- oder einem sonstigen Salon. Dort herrscht mitteleuropäische Einteilung der 24 Stunden. Bis Radio Oslo sein Mikrophon aus der Regenbogenbar herausnimmt und gute Nacht wünscht.

Aber all dies währt erst seit wenig mehr als fünfzig Jahren. Seit der Zeit, da ein „Abenteurer“ sich in den Kopf gesetzt hatte, eine fahrplanmäßige Hurtigrute durch die tausend Fährnisse nach Nordland zu schicken, seit die Menschen weinend vor Freude mit Fackeln von den Klippen den Weg wiesen und schrien: „Hoch die Hurtigrute, hoch, hoch!“

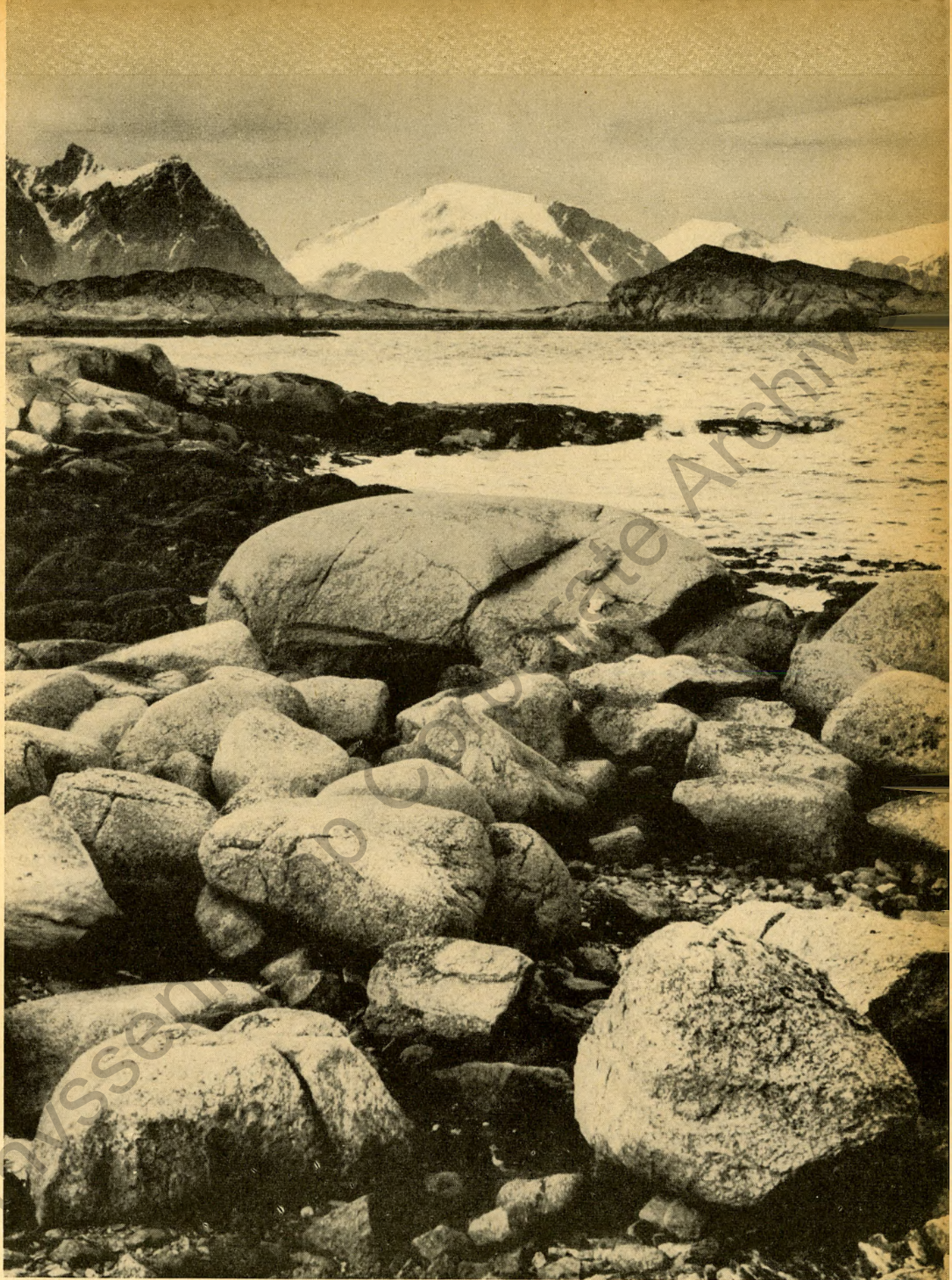
Um uns die Emmas

Man könnte sie allesamt „Emma“ nennen. Ihr Gehabe und Getue rechtfertigt solchen Wesensvergleich, wobei wir uns auf die neutrale Feststellung zurückziehen können, daß mit dem Namen Emma nicht persönlich der Backfisch, die Jungfrau oder junge Frau, selbst nicht einmal die ehrenwerte Dame Emma Schmitz von nebenan oder gegenüber gemeint ist. „Emma“, das ist ein Charakteristikum, ist die Bezeichnung einer Spezies weiblicher Mensch, bei der man zwischen freundlichem und mitleidigem Spott zu wählen geneigt ist.

Wie Emmas sitzen die Möwen auf den Pollern im Hafen, auf Kaimauern, auf Fahnenstockknöpfen, auf Mastspitzen, Speicherhausgiebeln. Wie Emmas watscheln sie über Felsen und hocken wie sie hochbrüstig auf dem Wasser.

Aber wenn sie fliegen, dann sind sie elegant, viel zu elegant, um noch Emmas genannt zu werden. Nur ihr Geschrei bleibt ganz Emma: die große Mantelmöwe mit „ag kiau w gjau jaug“, die Silbermöwe mit „kauh hahahaaa“, die Heringsmöwe mit „agag haha“, die Sturmmöwe mit „ka ag-skag“, die Zwergmöwe „gä gjä äg“ und die Lachmöwe sogar „kriäh käck käck käck“. Sie schreien rau und heiser, man könnte meinen: ordinär. Ordinär ist auch ihre Freßlust.

Sie segeln so leicht und kräftesparend, weil sie sich von den Luftwirbeln unter den dicken Vorderkanten ihrer schlanken Flügel heben und vorwärts tragen lassen. Ohne Flügelschlag, nur mit kaum merklichen Steuerungen des Leitwerks. Noch lange nicht so voll und ganz kopiert haben das unsere Segelflugzeuge, auch wenn sie sich angeberisch den Namen „Möwe“ an den Busen malen lassen.



Berge von Austvagoy (Lofoten), Nordnorwegen

Der eine Vorteil macht die Möwen für den anderen untauglich. Sturztauchend hinter den verlockend blinkenden Fischen her, das gibt es für sie nicht. Der leichte Körperbau läßt bei solcher Jagd die Konkurrenz gegen die Entenvögel erst gar nicht wagen. Die Möwen säubern die See und die Küsten von allem freßbaren Unrat, von toten Fischen, angespülten Seesternen, Seeigeln, Krebsen und Muscheln. Sie holen sich die Schlickwürmer aus dem Watt, räubern Eier aus fremden Nestern naher und ferner Verwandter und stürzen sich mit Indianergeschrei auf all das, was der Smut aus dem Speigatt der Kombüse oder die Seekranken aus dem bei manchen von ihnen rot angemalten Speigatt ihres Magens schütten.

Bis zum dritten oder vierten Jahr vagabundieren sie frei und unverliebt umher. Er sucht sich dann ein Liebchen und weiß, in welcher Reihenfolge die Künste der Balz zum Ziel führen. Er rupft Gräser ab, wirft sie hinter sich, spielt ein wenig Praxis mit flüchtigem Huddeln einer Nestmilde und täuscht das Auswürgen von Nahrung vor seiner Zukünftigen vor. Die geht auf das Spiel ein und nimmt dankend die von ihm mit tiefer Verbeugung spendierte Scheinkost an.

Wer möchte die Möwen wegen solchen verliebten Theaters bespötteln? Alle verliebten Geschöpfe, auch die ansonsten vernünftigen Zweibeiner in Hosen und Kleidern, treiben außer süßem Schnäbeln noch mancherlei possierliche Balz. Nur nicht in einem solchen Kollektiv wie die Möwen in ihren Brutkolonien, wo Hunderte Freier sogleich vor ihren Liebchen balzen, wenn einer damit beginnt.

Und dann liegen die Eier im wenig komfortablen Nest, das mit einigen Muschelschalen liederlich tapeziert ist. Einer von beiden hat jeweils Nestdienst — damit die liebe Verwandtschaft nicht die Eier frißt. Ein kleiner Hof rund um das Nest und vor allem die Startbahn werden mit wildem Geschrei und heftigen Hieben verteidigt. Der Unterlegene nimmt dann die demütige Bettelstellung der Jungbrut an. Der Streit ist aus, man hat klargestellt, wer hier etwas zu melden hat.

Kommen aber die Menschen daher und sammeln die Eier in Körbe, die um die 100 Gramm schweren Eier, deren Eiweiß auch beim Kochen durchsichtig bleibt, dann erhebt sich ein kollektives Volksgeschimpfe. Aus sicherem Abstand aber nur, aus der Luft. Und bald danach wird dann zum zweitenmal versucht, eine Kinderstube voll Nachwuchs zu bekommen.

Wenn auch die Flugkunst oder der Kunstflug ohne Zuschauergebühr von uns Menschen Applaus verdient — uns zuliebe führen die Möwen ihre Künste nicht vor. Dennoch, laßt uns die schöne Illusion behalten und uns darin einig sein, daß die Emmas mit ihrem Flugschauspiel alles das wiedergutmachen, was sie sonst an Ordinärem an sich haben oder von sich geben als weiße Brühe verdauter Meeresabfälle, als bestimmt ungewollter Zielwurf haarscharf an unserer staunend erhobenen Nase vorbei...

Lofoten

Die ganze europäische Kultur und Zivilisation wäre in Frage gestellt, wenn es dem Golfstrom einmal gefallen würde, die warmen Wasser des mexikanischen Golfes nicht mehr um die halbe Erde zu uns herüberzuspülen. Hamburg wäre Station an der Eismeerküste. Nordnorwegen wäre Hunderte Meter unter Eis gepackt wie Nordgrönland.

Nordnorwegen, vor einem halben Jahrhundert von Europa nur mit einigen winzigen Hafen- und Fischerplätzen besetzt gehalten, ist heute noch nicht ganz für Europa besessen. Nirgendwo leben und arbeiten Menschen so nahe am Nordpol (außer einigen Eskimos an der Westküste Grönlands.) Nirgendwo sonst leben Menschen monatelang in der Nacht des Winters und im hektischen, die Nacht zum Tage machenden Lichtsommer.

Wie bizarre Urgewalt recken sich die schroffen Felsen des Lofotveggen als zerrissene Linie der Grate bis über 1000 Meter aus der Flut des Westfjords, den man den „blauen Acker“ nennt, aus dem die Fischer die Ernte holen. Wer die steilen, braunen Felsen sieht, denkt beklommen an das winzige Spielzeug von gewaltigen Riesen: die Fischerboote, die Holzhäuschen, die silbernen Brennstofftanks.

An der Pier von Svolvär, Stamsund, Kabelvaag oder Skrova bummeln aber die Piken (Mädchen), lachen und kichern wie überall auf der Welt. Doch sie tragen die meiste Zeit des Jahres klobige Gummistiefel, Ölmäntel und Südwester, ein rauhes Kostüm, aus dem doch noch ein rotgemalter Mund leuchtet.

Vom Dorsch leben die Häfen der Lofoteninseln, die Häfen, deren größter, Svolvär, etwa 3500 Menschen Heimat ist. Wenn der Dorsch nicht wäre, der Kabeljau, der Skrei, wie man ihn sonst nennt, dann wären die Lofoten so unbedeutend wie manche Klippeninseln mit winzigen Stützpunkten des menschlichen Lebens.

In den ersten Monaten des Jahres zieht der Dorsch aus der eisigen Barentsee als lebender Berg der Milliarden Leiber im Hochzeitszug südlich in den Golfstrom. Der strömt durch die Enge zwischen den Lofoteninseln Vestvaagöy, Moskensöy, Väröy und Röst mit solcher Gewalt, daß manches Schiff Mühe hat, gegen ihn anzukommen.

Der breite Westfjord ist das Ziel der Dorsch-Hochzeitsreise. Von den sechsjährigen bis zu den zwanzigjährigen Dorschen wimmelt dann die See, von den halbmeterlangen bis zu den großen Exemplaren von eineinhalb Meter. Wenn man ein Ruder eintaucht, rollen die Eier wie glänzende Perlen davon ab.

Wir haben uns von Einar Larsen, 25 Jahre, einem der 20 465 Fischer, die mit 4286 Fahrzeugen auf dem „blauen Acker ernteten“, in Stamsund erzählen lassen, wie dieser größte Fischfang der Welt zugeht. Wenn der Dorschzug kommt, weiß das Fanghauptquartier in Svolvär ganz genau. Die Meldestationen geben den Zug bekannt. Aber wieviel Dorsch kommt, das weiß niemand vorher. 1947 waren es 145 887 000 Kilogramm, die gefangen wurden, dieses Jahr nur 42 068 000 Kilogramm. Das sind aber immer noch so viel, daß man daraus einen Gürtel rund um die Erde legen könnte.

Eine wochenlange, harte Arbeit! Da gibt es keine Pause, da stehen die Männer im kalten Ölzeug an Deck der kleinen tanzenden Boote, da müssen die Hände hart und sicher Leinen, Netze und Taue fassen, Salzlauge beißt in die aufgesprungenen Hände, es geht um jedes Kilo Dorsch, es geht um den „Erste-Hand-Verdienst“ der Fischer, der dieses Jahr 42 Millionen Kronen betrug.

Vom Fanghauptquartier in Svolvär wird die ganze Flottille der oft 5000 Boote dirigiert, kein Boot und kein Mann darf den Fang nach eigenem Gutdünken machen.

In den Häfen wird die Beute gereinigt, geköpft und gesalzen, auf riesengroße Gestelle von Holzstangen zum Trocknen aufgehangen, um nach einigen Monaten den Stockfisch in Jutesäcken nach Italien und bis Westafrika verkaufen zu können.

Der Rogen wird in Konservenfabriken zu einer billigeren Art Kaviar für die französische Küche. Und unter heißem Dampf wird aus den Dorschlebern der medizinische Tran und der Industrietran.

„Tre fiskere satte, livet til“, sagte uns Einar Larsen, „drei Fischer ließen in diesem Jahr ihr Leben...“ Für die Angehörigen wird gesorgt, meinte er, denn in Nordnorwegen leben und arbeiten alle in einem Boot, auch wenn sie in Tausenden hinausfahren.

Eine schlechte Dorschaison? Sehr bald nach den Fischern spüren es die Arbeiter in den Fischfabriken, die Kaufleute und Handwerker, die Rathäuser und die Regierung in Oslo. Die Kilogrammzahlen Dorsch sind eine Grundzahl von entweder Millionen Kronen mehr oder weniger, die das Leben möglich machen in Nordnorwegen. Auch wenn die norwegische Regierung darüber wacht, daß die Grundnahrungsmittel, wie Butter, Milch, Mehl, Brot, Zucker usw., im Verhältnis zu anderen europäischen Ländern billig sind. Daran leiden auch die Menschen hoch im Norden keine Not.

Aber wenn der Dorschang mager war, dann müssen viele elektrische Waschmaschinen, Radiogeräte und auch wohl Textilien und Schuhe noch ein Jahr hinter den Schaufenstern der Geschäfte stehenbleiben.

Boote im Hafen Stamsund, Dorsch auf Stangen

Dem monatelangen tag- und nachtdunklen Winter folgt nördlich des Polarkreises ein kurzer, heftiger Frühling und dann ein hektischer, gleißender Sommer mit einer Sonne, die um 24 Uhr vor dem Schlafengehen schon wieder aufsteht. Die See glüht wie flüssiges Messing unter glasblauem Himmel, und man sieht die schroffen Felsenwände, die zerissene Linie der Grate der Lofotinseln Austvaagøy, Vestvaagøy, Moskensøy und Värøy um die Hälfte näher, als sie tatsächlich hinter dem breiten Vestfjord — fünf Stunden Schnellroutenfahrt — liegen. Das Lichtpendel ist von Finsternis ausgeschlagen und überhell, zu Super Sonnenschein. Und mitten in der grellen Flut des Lichtes, auf der Flut des flüssigen Messings wiegt sich im Takt der Ruder ein dunkles Boot. Er zieht die viele Hundert Meter lange Fangleine hinter sich her, alle Meter ein Haken im bläuernden kleinen Köderfisch versteckt. Auf daß das Gesetz des Meeres wahr werde: jeder Fisch frißt, was ihm durchs Maul geht. Auf daß beim Einholen der Leine das Boot zu klein wird als Korb für die „Ernte aus dem blauen Acker“, wie die Dichter Norwegens sagen und wie die Fischer es im gewöhnlichen Norwegisch übersetzen. Ein Boot haben, das ist hier wichtiger, heute immer noch wichtiger, als einen Sonntagsanzug. Oder man versteht an Land, im Hafen davon zu leben, was die Fischer verdienen und für ihre Lebensbedürfnisse umsetzen... Bjørnstjerne Bjørnson hat nichts darüber geschrieben, daß Olufine Larsen in Stamsund neben teuren echten Blumen im Sommer, so ab Mai zum Beispiel, Huf-lattichblümchen, im Winter die Rosen, Nelken, Narzissen und Weidenkätzchen aus Papier und Sammet verkauft. Er schrieb auch nichts von den Piken (Mädchen), die auf den Piers der etwa 20 kleinen Lofoten-

häfen aus rot gemalten Mäulchen, so roten, wie die Backbordlichter der Schiffe, lachend schwätzen und kichern. Auch nichts davon, daß ebendiese Piken ihre Beine in klobige Gummistiefel stecken und die meiste Zeit des Jahres Ölmäntel über dickem Wollzeug tragen.

Zu seiner Zeit stand vielleicht auch nicht die altmodische gußeiserne Straßenlaterne als Illusion südlicher Großstädte in einem winzigen Hauspark zwischen kümmerlichen Birken hinter weißem Lattenzaun, um monatelang in Tag- und Nachtdüsternis billige Elektrizität in einer Glühbirne zu verbrennen. Bestimmt hat der große Dichter nicht die Kaufhäuser gesehen, die seit einigen Jahren elektrische Waschmaschinen, Plattenspieler und all das ins Fenster stellen, was sich ebenso in Oslo sehen lassen kann. Bjørnstjerne Bjørnson sagte aber das Wesentliche, das damals galt, heute gilt und morgen noch gelten wird: „... diese drohende Ordnung aus einer Welt der Riesen, diese tausendfach gezackte Vielfältigkeit in diesem einzigen Strom aus Stein. Im ersten Augenblick kann man sich dagegen wehren, vielleicht auch noch den ersten Tag, man kann versuchen, es im Abstand des rein Ästhetischen zu halten. Aber wenn das Bild dann Tag und Nacht bleibt und ebenso großartig bleibt, so fühlt man schließlich in der toten Natur eine Spannung wie mitten in einem lebendigen Geschehen...“

Godsboter - Güterboote nennt man in Norwegen die kleinen Fahrzeuge, die den Verkehr, wie bei uns die Lastwagen, zwischen den 150 000 Inseln und den Fjorden bewältigen



Das sind die Lofoteninseln, im Süden durchbraust vom Moskenesstrom, im Osten mit dem „blauen Acker“ des Vestfjords, aus dem jährlich an die 20 000 Motorboote mit 5000 Fischern den Dorsch aus den lebenden Gebirge des Hochzeitzuges ernten, wenn's wenig sind, um die 40 000 000 kg, wenn's eine gute Saison des Zweimonatsfangs ist, um das Drei- und Vierfache. Und danach riecht es dann auch, wenn die Dorsche als Stockfisch auf langen Lattengestellen über dem braunen Fels trocknen, wie geköpfte Hasen aussehend, wenn aus der Trankocherei der Duft von jenem segenvollen Gesundheitsöl Lebertran kommt, dem noch nicht der reine Apfelsinensaft beigegeben ist. Doch das ist wieder die eine Seite, die Seite des Lebens und der Arbeit. In Wirklichkeit ist aber alles sich gegenseitig zugehörig, das, was Björnstjerne

Björnson sagte, bevor er seinen Rock, Stock und Hut an jenen Haken im Hof beim Gudbranstal in Mittelnorwegen hing, wo diese Dinge heute noch so hängen, ist alles gegenseitig zugehörig, was Edvard Munch vom Leben in der toten Form der Lofoten malte und was so mancher Maler sommers wie winters in diese Schrofheit zieht. Was ist dagegen schon ein bißchen flimmernde Leinwand im Kino von Svolvär, auf der eine Südseeschönheit aus Hollywood die Hüften unterm Palmbüschelkleidchen wiegt? 40 000 000 kg Dorsch ergeben 40 000 000 Kronen Erste-Hand-Verdienst für die Fischer. Wobei die Frage offenbleibt, ob Millionen Kronen viel oder wenig sind, wenn sie unter Tausende Menschen aufzuteilen sind...



Im Vordergrund wird der Dorsch zum „Stockfisch“ getrocknet



